Der
Finger Gottes.

Eine Reihe von Geschichten,

erzählt

von

W. O. von Horn.

Herausgegeben

von

dem christlichen Vereine im nördlichen Deutschland.

Vierte Auflage.

1866.

Verlegt durch den christlichen Verein und zu haben in der Niederlage seiner Schriften bei August Klöppel in Eisleben, wie auch bei G. E. Schulze in Leipzig.

Ein kurzes Vorwort

möchte ich an Euch richten, die Ihr dies Büchlein leset, schon um des Titels willen, den ich demselben vorgesetzt habe.

Ihr leset im zweiten Buch Mosis, im achten Kapitel, im neunzehnten Verse das, was mich bewog, dem Büchlein diesen Namen zu geben. Dort riefen, überwältigt von der Macht des Herrn, die egyptischen Zauberer: „Das ist der Finger Gottes!" Diesen Finger Gottes erkennen auch wir gar oft in unserem und anderer Leben, und an diesem Erkennen hält, wie an einem festen Anker, unser inwendiger Mensch mit aller Innigkeit des Glaubens. Ich hab' ihn viel tausend Mal erkannt und preise Ihn, der ihn mich erkennen ließ. Darum ist mir's ein ordentlich Drängen in der Seele gewesen, auch Euch darauf hinzuweisen durch Erzählungen thatsächlicher Begebenheiten, die es darlegen, wie der Herr die Seinen kennet, die nicht weichen von dem Bunde, der dies Siegel hat und die Bedingung: es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Christi nennet; die es kund thun, daß der Finger, der das Mene Tekel an die Wand schrieb im Palaste des königlichen Sünders, noch heute den Sünder zeichnet, das erstorbene Gewissen weckt, die Unschuld rettet und das Laster ernten läßt, wie es gesäet.

Wenn ich mitunter die Namen derer nicht geradezu nenne, von denen ich erzähle, so denket, daß die christliche Liebe gebeut, die, welche durch ein verworfenes Glied ihrer Familie gebeugt sind, nicht noch tiefer zu beugen.

Und wenn ich Euch nun dies Büchlein darbiete, so blicke ich betend hinauf zu dem Herrn und spreche: „Segne es, Herr, mit Früchten, die Dir wohlgefallen!“

W. O. von Horn.

I.

Der alte Gott in Israel lebt noch!

An dies ewig wahre, heilige Wort hat mich immer eine Begebenheit erinnert, die sich im vorigen Jahrhundert in der großen Handelsstadt L. begab, wo auf großen Messen unermeßliche Handelsgeschäfte gemacht werden. Solche Messen sind Jahrmärkte im Großen, wo nicht nach der Elle verkauft wird, sondern wo die Kaufleute weither kommen, und viel Hundert Stücke von Zeugen kaufen, die selber wieder jedes oft weit über hundert Ellen hält, um sie daheim wieder ellenweise abzusetzen an ihre Kunden in Stadt und Dorf, je nach ihrem Bedürfniß.

Daß in einer solchen Stadt große Kaufleute seßhaft sind; daß da auch solche wohnen, die im Geldwechsel ihre Geschäfte machen, könnt Ihr Euch schon denken.

So war denn in L. im vorigen Jahrhundert ein Handlungshaus, das auch Wechselgeschäfte machte und sich zu einem außerordentlichen Reichthume emporgeschwungen hatte. Der Inhaber dieses Hauses hieß R., und ich schreibe diesen Namen aus dem in der Vorrede ausgesprochenen Grunde so wenig aus, als den der Stadt.

Herr R. war ein Mann von großer Ordnung und Pünktlichkeit im Geschäfte; von großer Redlichkeit und Rechtlichkeit in allen Beziehungen. Er genoß einer ebenso großen Hochachtung im Handelsstande, als im gemeinen Leben. Seine Geschäfte nahmen täglich einen höheren Schwung, sie gewannen täglich einen weitern Umkreis und

sein Name und seine Unterschrift war den Leuten lieber, als baar Geld.

So soll und muß es bei einem rechten Kaufmann sein. Wäre nur Herr R. auch in seiner Familie so pünktlich und strenge gewesen, wie in seinem Geschäfte!

Leider nahm ihn das Geschäft so sehr in Anspruch, daß er die Erziehung seines einzigen Kindes und Sohnes nicht so überwachen konnte, wie es einem christlichen Vater geziemt und die Pflicht von ihm heischt. Er ließ im vollen Vertrauen, daß sie es gut mache, dies hochwichtige Geschäfte allein seiner Frau, und diese hatte nicht Kraft genug, den wilden Jungen zu bändigen; war zu gut, was bekanntlich bei Eltern ein unendlicher Fehler ist, und verheimlichte selbst dem Vater, um ihn zu schonen, die Bubenstreiche ihres Sohnes, die oft der Art waren, daß sie den Schluß rechtfertigten, es stehe schlimm um des Knaben Herz.

Wenn so ein Vater nicht ein rechter, fester Mann ist, und weiß, was ihm obliegt, „dieweil Gott die Kinder durch der Eltern Hand regieren will," oder wenn ihm das verborgen wird, was er strafen müßte, und wenn die Mutter so weich ist, wie Wachs, und in thörichter Liebe meint, sie erfülle des Herrn Gebot, wenn sie alle Sünden ihres Kindes zudeckt, dann wollt ich alles einsetzen, daß das Söhnlein ein Erzstrick, Tagedieb und Taugenichts wird.

O ich hab's vielmal erlebt, hab' auch mehr, wie ein Mal, die Pflicht geübt, meine Meinung zu sagen, wohin das führe und als Gewährsleute Salomo und Sirach hingestellt, aber das half leider wenig.

Item, es ist ein rechtes Unglück, wenn einer keine Brüder und Schwestern hat. Und ist noch gar so ein Vater und eine Mutter reich und das Büblein merkt's bei Zeiten — oder die Mutter ist toll genug zu sagen: Da, mein lieb Söhnlein, hast du Geld; kauf' dir etwas Schönes und Gutes dafür — dann findet sich, ehe man

sich's versieht, der Teufel als Schul- und Hofmeister ein und — das Ende trägt die Last.

Gott erbarme sich und besser's!

Wie es so leider gar häufig heutzutage geht, so gings auch damals in L., im Hause des Kaufherrn R. Er hatte nur Einen Sprößling und Erben. Er war das Herzblättlein der Mutter und des Vaters. Aller Wille wurde ihm gethan, daß er nicht weine, und alle Diener des Hauses beeiferten sich, dadurch bei Vater und Mutter sich gut zu stellen, daß sie den Launen und Wünschen des Rangen halbwegs entgegen kamen und blindlings gehorchten, also daß er mit ihnen machen konnte, was ihm gutdünkte. So ist das Bübchen ein Allewillchen geworden und hat nicht gewußt, was Gehorchen, Entbehren und Sichbeherrschen hieß.

Da sagt denn ein Sprüchwort: Was ein Dörnchen werden will, das spitzt sich frühe und auch ein junges Brennnesselchen brennt schon. Bei Wilhelm R. wurde das zur traurigen Wahrheit. In eine gute Schule, wo Zucht und Ordnung herrscht und die Kinder Gottesfurcht lernen, kam er nicht. Es wurden ihm Privatlehrer gehalten, und das Unglück wurde dadurch voll, daß der eine, der es redlich meinte mit dem Knaben und seiner Pflicht, bald ausgebissen war, und seine Nachfolger Miethlinge in ihrem Berufe, pflicht- und gottesvergessene Menschen waren. So wuchs er heran, wie ein Wildling und das Nesselchen wurde eine Nessel, das Dörnchen ein Dorn.

Er spielte den „jungen Herrn" schon mit sechszehn Jahren; er hatte Geld in Hüll' und Fülle, ritt, fuhr, spielte und so weiter, und die Mutter meinte, er müsse sich doch standesgemäß halten und könne doch auch nicht leben, wie in einem Kloster. Es wurden wohl hin und wieder von braven Leuten Bemerkungen gemacht, aber das war tauben Ohren gepredigt und die Mutter nahm's gar noch spitz und trumpfte die Leute ab.

Da brauchte man kein Prophet zu sein, um voraus=zusagen, daß das nicht zum Guten führen könne; denn wer Wind säet, erntet Sturm!

Schon nach dem Gange der gewöhnlichen Lebenserfahrung ist es, daß solch ein ausschweifender Jüngling überall gute Kameraden, aber im schlimmen Sinne, findet; daß er Helfershelfer nicht zu suchen braucht, weil sie ihm, wie gierige Raben, entgegenkommen; daß das Laster seine Netze und Fallstricke immer in Bereitschaft hat, um seine Opfer zu fangen. Der Teufel ist höflich, sagt ein derbes Sprüchwort, wenn er Kameradschaft wittert. So war denn Wilhelm R. bei guter Zeit ein grundverdorbener Geselle und wenn die Eltern meinten, er gehe zu Bette, wenn er ihnen scheinheilig „Gute Nacht" gesagt, so stellte er das Licht in seine Stube; der Bediente löschte es und er trieb sich herum auf den dunkeln Wegen der Sünde außer dem Hause, ganze Nächte durch.

Besonders war er da willkommen, wo gespielt wurde, denn so ein leichtsinniger, reicher Gelbschnabel ist so rechte Beute für das verworfene Gesindel der Spieler, weil da etwas zu rupfen ist.

Er wurde bald ein ausgeheckter Spieler, der oft in einer einzigen Nacht Hunderte von Thalern verspielte. Hätte das der alte R. geahnt, er würde dem Strome einen Damm entgegen gebaut haben. Die Mutter reichte auch mit ihrem Nadelgelde am Ende nicht mehr aus, des Söhnleins Bedürfnisse zu befriedigen.

Da blieb denn am Ende guter Rath theuer — doch nicht lange.

Als die getreuen Freunde merkten, es fehle Geld, so waren Geldsäcke genug da, in welche Wilhelm R. blindlings greifen durfte, das heißt, gegen Zinsen, wie sie keine Juden zu nehmen pflegen. Indeß wollte Wilhelm R. durch hohes Spiel das wieder gewinnen, was er geliehen hatte; aber er verlor, und seine Schulden wuchsen so, daß

er am Ende selber erschrak, als ein Mal die verworfenen Spieler ihn drängten, und, ob sie gleich mit seinem Vater in diesem Punkte nicht mochten Bekanntschaft machen, ihm drohten, zu seinem Vater zu gehen, wenn er nicht bezahle.

Gedrängt von diesen verworfenen Gläubigern, scheu, seinem Vater seinen schlechten Lebenswandel und seine Schulden einzugestehen, und doch ohne Mittel und Auswege, Geld zu bekommen, war er in einer verzweifelten Lage.

Er war indessen schon so weit gekommen, daß er vor einer Schlechtigkeit nicht mehr zurückschauderte. Ein Ausweg bot sich darum noch: Eingriffe hinter des Vaters Rücken in dessen Kasse. Es ist schrecklich, wenn man so sieht, wie das Laster seine Opfer nicht mehr losläßt, und sie auf der abschüssigen Bahn immer näher dem Abgrund kommen.

Hier schaudert das eigne Kind nicht mehr davor zurück, den eignen Vater zu bestehlen!

Aber das ging doch so leicht noch nicht, denn der Kassirer und Buchhalter war ein Mensch von einer so unwandelbar treuen Gesinnung, daß der ganze Plan leicht an dieser redlichen Seele scheitern konnte.

Der alte Herr R. hatte einen Buchhalter, dessen Treue wie pures Gold war, und doch war er noch ein blutjunger Mensch. Seine Erziehung war aber auch eine andere gewesen, als die des jungen Wilhelm R.

Eduard Heister hieß er und war damals kaum zweiundzwanzig Jahre alt. Da möchte mancher, besonders etwa ein Kaufmann, denken: Das war doch auch sehr unklug von dem alten R., einem so jungen Manne ein so hohes Vertrauen zu schenken! Es kommt aber hierbei alles auf die Person an. Das Sprüchwort: „Jugend hat nicht Tugend“ ist, in seiner Allgemeinheit angewendet, unwahr. Es wäre denn doch eine schöne Geschichte, wenn jeder junge Mensch darum, weil er jung ist, auch so ein Erztaugenichts sein müßte, wie Wilhelm R.! — Eduard Heister

war der Sohn eines Geistlichen auf einem Dorfe. Seine Eltern waren arm und schon in seinen Kinderjahren lernte er die schwere Kunst des Entsagens und Entbehrens. Einfach und fromm wurde er erzogen; früh wurde er an treue Pflichterfüllung gewöhnt, und die strengen Grundsätze von Recht und Wahrheit, die sein treuer Vater ausübte, prägten sich unauslöschlich in seine Seele. Von seinem trefflichen Vater unterrichtet, gewann sein klarer Geist frühe eine Reife und Einsicht, wie sie mancher andere erst in Jahren erlangt, welche weit über denen Eduard Heisters hinausliegen.

Frühe starben ihm seine Eltern und da sie ihm fast nichts hinterließen, so wurde er, da zum Studiren alle Mittel fehlten, bei einem Kaufmann in die Lehre gethan, der seines Vaters ächter Freund gewesen war. Diesem gleichgesinnt wuchs Eduard Heister in denselben Grundsätzen heran. Um dem braven Knaben eine tüchtige Laufbahn zu eröffnen, brachte ihn sein Lehrherr durch gütige Vermittelung in das Geschäft des Herrn R. Er war damals kaum sechszehn Jahre alt. Herr R. erkannte bald das reiche Talent des jungen Menschen. Er bewog ihn, in der Stadt, wo so viele Gelegenheit war, das Französische und Englische, welches er bei seinem wohlunterrichteten Vater gelernt hatte, noch zu vervollkommnen und Eduard Heister befolgte den Rath gewissenhaft. Er wurde schon im folgenden Jahre zu wichtigen Geschäften verwendet, die er alle zur höchsten Zufriedenheit des Herrn R. ausführte. Mit der Entwickelung seiner Fähigkeiten stieg das Vertrauen des Herrn R.; denn er hatte ihn vielfach geprüft und unerschütterlich treu und wahr gefunden. Darum nahm er auch keinen Anstand, ihn in die geheimsten Angelegenheiten seines Hauses und Geschäftes einzuweihen. Er bediente sich sogar oft seines Rathes und jederzeit fand er ihn wohlgeprüft, wohlerwogen und vortheilhaft.

Sechs Jahre war Eduard Heister im Hause, da starb der alte Buchhalter, dem Herr R. in den letzten Jahren auch die Mitverwaltung der Kasse anvertraut und dadurch seine Geschäftslast bedeutend erleichtert hatte. Auf ihm lag die Last der Hauptleitung der vielen Geschäfte ganz alleine, da sein Herr Sohn noch ganz und gar keine Miene machte, im Geschäfte thätig zu sein.

Dieser Todesfall war daher für Herrn R. ein harter Schlag, da sich für solch eine wichtige Stelle selten auf den ersten Griff der geeignete Mann findet.

Herr R. suchte, prüfte — aber alle, die ihm etwa zur Hand waren, sagten ihm nicht zu.

Da dachte Herr R., wie thöricht bin ich doch, in der Ferne zu suchen, was ich so nahe habe? Kann ich denn einen Menschen finden, der tüchtiger, erprobter und geeigneter wäre, als Eduard Heister? Er ist zwar noch sehr jung, und ist in ganz L. kein so junger Buchhalter, aber auch kein zweiter Eduard Heister! Kurz besonnen war Herr R., wenn lange Prüfung vorhergegangen war. Eduard Heister wurde Buchhalter und Mitverwalter der Hauptkasse, obgleich er sich selber geweigert hatte, die Stelle anzunehmen, und die Kaufleute in ganz L. sagten: Der alte R. hat da einen Griff gethan, wie nie; denn das ist der tüchtigste junge Kaufmann hier am Platze, und jedes Wechsel- oder Handlungshaus hätte ihn zu gleichem Posten mit Freuden berufen.

Vor diesem jungen Manne, der sein Haus auf einen Felsen gebaut hatte, weil Glaube und Gottesfurcht sein Fundament war, hatte der junge Wilhelm R. nicht kleine Furcht; allein er hoffte, daß seine freche Lügenhaftigkeit, nöthigenfalls seine Drohungen den starren Eduard Heister mürbe und fügsam machen würden. Fügt er sich, so ist alles gut, denn der Alte vertraut ihm blind, und ich gewinne, wenn auch nicht auf einmal, doch nach und nach die Mittel ohne Aufsehen, um mich der quälenden Schul-

den zu entledigen und auch nebenbei, was ich nöthig habe, um mein vergnügliches Leben fortzusetzen. Ich bin ja am Ende doch der Erbe, und der Gedanke, daß ich seine ganze Zukunft in meiner Hand habe, wird schon helfen.

Solche Gedanken erfüllten die Seele des Verworfenen, als er eines Tages, da sein Vater abwesend war, in die Schreibstube des Buchhalters trat.

Was wird denn der im Schilde führen? dachte Eduard Heister, als er den Bruder Lüderlich daher kommen sah. Es muß wohl etwas Außerordentliches sein, da er sich hier noch nie hat blicken lassen?

Mit freundlichem, sehr heiterm Angesichte und nachlässigem Wesen trat er ein und sagte:

„Guten Morgen, lieber Heister! Wie gehts?"

Eduard verbeugte sich mit Ernst und sagte kurz: „Ganz gut."

Wo haben Sie doch den Schlüssel zur Kasse?" fragte er. „Ich brauche Geld!"

„Kann sein," entgegnete Heister ruhig. „Gehen Sie zu Ihrem Herrn Vater. Privatausgaben werden aus der Kasse nicht bestritten."

„Das sind ungenügende Redensarten," sagte der junge R. „Geben Sie den Schlüssel her! Sie müssen ihn haben."

„Ich trage ihn allerdings in meiner Tasche," versetzte Heister, „aber ich habe ihn von Ihrem Herrn Vater empfangen und werde ihn auch nur in seine Hände legen."

„Ich bin sein Sohn," versetzte der junge R. „Machen Sie's kurz!"

„Sie sind sein Sohn, das ist richtig," entgegnete Heister, „darum nicht der Vater, und er ist mein Gebieter. Befiehlt er's, so werde ich mit Vergnügen Ihnen den Schlüssel überreichen."

„Machen Sie keine Dummheiten," rief zornig der junge R. „Ich bin's müde, von Ihnen hingehalten zu

werden. Auf der Stelle geben Sie mir den Schlüssel oder so viel Geld, als ich brauche!"

„Keins von beiden," war Eduard Heisters ruhige, aber ehrerbietige Antwort. Der Weg zur Kasse geht durch Ihren Herrn Vater."

„Schweigen Sie mit diesen albernen Ausflüchten! Ich befehle Ihnen, den Schlüssel herauszugeben!"

„Ich gehorche nur meinem Herrn," sprach Heister fest. „Wozu sich ereifern," setzte er sanft hinzu, „da die Sache so einfach ist. Gehen Sie zu Ihrem Herrn Vater; der wird Ihnen geben, was Sie wünschen, oder eine Anweisung auf die Kasse stellen, die ich auf der Stelle zahlen werde. Ich leere die ganze Kasse auf solche Anweisungen in Ihre Tasche aus, ob ich das gleich nur mit blutendem Herzen thun würde, da die Ehre und der Ruhm des Hauses R. mir warm am Herzen liegt, und leicht so Noth leiden könnte, denn — für das verworfene Spiel ist das Geld nicht in des Kaufmanns Händen."

„Wie?" rief glühend vor Zorn der junge R., „Sie unterstehen sich, mir, dem Sohne Ihres Gebieters, eine Sittenpredigt zu halten? Vergessen Sie nicht, welche Stellung Sie einnehmen und daß es mich nur ein Wort kostet und Sie sind Buchhalter — gewesen!"

„Ich habe meine Pflicht gethan," sagte sanft Heister. „Mögen Sie es aufnehmen, wie Sie wollen; mag es Folgen haben, wie Sie sie andeuten. Als treuer Diener meines Herrn trete ich mit Ehren aus und Gott wird mich nicht verlassen."

„Verdammt!" rief im wüthendsten Zorne der junge R. und rannte hinaus.

Heister legte seine Feder nieder und setzte sich, denn dieser Auftritt hatte ihn tief erschüttert.

Was soll ich thun? sprach er zu sich selbst. Soll ich es meinem Gebieter sagen? Gut wäre es vielleicht; allein, wie tief wird es den alten Ehrenmann kränken, den Haus-

frieden stören? Ja, es könnte aussehen, als wollte ich mich damit brüsten. Nein, ich schweige. Er wird einen zweiten Versuch nicht mehr wagen.

Eduard schwieg von der Sache gegen Herrn R.

Der mißglückte Versuch aber erfüllte das verdorbene Herz des jungen R. mit einem unersättlichen Rachegefühl gegen den edlen Heister. Dieser ahnete nicht, wie es um ihn stand, und wie der Abgrund seiner Schulden drohte, ihn zu verschlingen; ahnete nicht, daß er, um Geld zu bekommen, jedes, auch das verworfenste Mittel zu ergreifen bereit war; daß er dabei auf die verruchtesten Mittel sann, Rache an ihm zu nehmen, seinen Haß zu befriedigen und ihn zu Grunde zu richten.

Großer Gott, wie tief kann eine Menschenseele sinken, wenn sie die Wege der Finsterniß betreten hat! — Nur zu bald zeigten sich Erscheinungen, die Heister es verriethen, daß insgeheim gegen ihn gehandelt würde. Herr R. wurde kalt, abstoßend, mißtrauisch. Seine Frau, sonst mütterlich besorgt für Heister und von Herzen freundlich gegen ihn, sah ihn kaum an, würdigte ihn keines Wortes mehr.

Tief schmerzte ihn das, aber seine Stellung ließ es nicht zu, nach dem Grunde zu fragen. Thue deine Pflicht und dulde, sagte er zu sich selber. Die Wolken werden sich zerstreuen und deine Schuldlosigkeit wird rein dich waschen von dem, was man gegen dich hat.

Gern hätte er sein Herz gegen jemanden ausgeschüttet, aber die Handlungsdiener waren entweder Genossen der Ausschweifungen des jungen R., oder hielten nicht reinen Mund; den Eltern offen alles darzulegen, fehlte ihm jetzt der Muth. So hatte er denn nur Eine Seele im Hause, der er sich anvertrauen konnte, nämlich den alten Anton, den Packknecht, der treu und gottesfürchtig war, und ihn besonders lieb hatte. Schon eine lange Reihe von Jahren diente Anton in dem R.'schen Hause, und nie hatte ihn der leiseste Vorwurf getroffen. Durch seine Dienst-

treue, seine unermüdliche Thätigkeit und manche andre seltne Eigenschaft hatte er sich selbst ein gewisses Ansehen im Hause erworben. Mit seinem einfachen, derben Wesen durfte er sich selbst manches erlauben, was einen andern in seiner Stellung um diese gebracht haben würde. Diesem ehrlichen, treuen Menschen öffnete er sein Herz ohne Rückhalt und Anton zweifelte mit ihm nicht, daß hier eine Frucht der Verdächtigungen des jungen R. vorliege.

„Seien Sie guten Muthes,“ sagte Anton. „Mit dem jungen Taugenichts will ich ein Nüßchen krachen! Ist auch der alte Herr ein bischen brummig; wer weiß, ob's das allein ist, was wir vermuthen? So schlimm ist er nicht, daß er Ihre Dienste vergessen könnte. Ich will auch mit dem Rede suchen. Machen Sie sich nur kein weiteres Kopfbrechen. Recht muß Recht bleiben, denn der alte Gott in Israel lebt noch!“ — Beruhigt verließ ihn Heister; aber beide versahen sich dessen nicht, was bevorstand.

Laster und Verworfenheit hat überall Wege, wo die Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit nur einen einzigen hat.

Die Abwesenheit des alten R. an jenem Morgen, da sein unnatürlicher Sohn den Auftritt mit Heister gehabt hatte, dauerte voraussichtlich nur wenige Stunden.

Als der junge R. aus der Schreibstube des Buchhalters im wildesten Grimme heraus rannte, eilte er auf seine Stube. Hier dachte er nach, ob es denn nicht ein andres Mittel gebe, einen Schlüssel zu bekommen zur Kassenstube und Kasse? Sollte nicht vielleicht mein Vater seinen Schlüssel im Sacke seines Alltagsrockes gelassen haben? fragte er sich, und auf der Stelle schlich er in die Stube seines Vaters, untersuchte den Rock, der über einem Stuhle lag — und — richtig! da waren die beiden Schlüssel. Rasch sandte er seinen Bedienten nach Wachs. Dieser brachte es. Mühsam knetete es der Ruchlose weich, drückte beide Schlüssel darein ab, steckte sie wieder in die Tasche

und rief jubelnd aus: Nun bin ich am doppelten Ziele; an dem, daß ich das nöthige Geld kriege und an dem, meine Rache an dem verhaßten Heister zu befriedigen! — So schnell als möglich entfernte er sich und gegen schweres Geld fand er einen gewissenlosen Schlosser, der ihm nach dem Wachsabdruck zwei Schlüssel machte.

Nun schlich er Nachts in die Schreibstube, öffnete die Kasse und nahm Geld heraus. Dabei beobachtete er aber die Vorsicht, daß er immer nur so viel nahm, daß es kein Aufsehen erregen konnte.

Ziemlich lange Zeit trieb er es so, befriedigte die schreiendsten Gläubiger und hatte Geld zum Spiel. Endlich aber entdeckte dennoch der alte R., daß Kasse und Buch nicht stimmten. Das fiel ihm zwar auf; allein er wußte, wie leicht ja doch ein Irrthum sei. Bald darauf aber bemerkte er dasselbe zum zweiten Male. Eduard Heister mochte er nichts sagen, weil er ihn nicht beunruhigen wollte. Seine Ehrlichkeit stand dem alten R. über jedem Verdachte; aber seiner Frau theilte er es im Vertrauen mit und diese sagte es ihrem lieben Söhnlein, dessen milde Stütze sie war.

„Ei," rief da der junge R. im rechten Hohne, „die Ehrlichkeit des Herrn Buchhalters ist ja wie ein Fels! Er wird doch nicht etwa dann und wann so einen langen Griff in die Kasse thun? Man weiß recht gut, daß er viel Geld anlegt und zwar schier mehr, als er kann von seinem Gehalte. Daß er sonst arm ist, wie eine Kirchenmaus, das wissen wir ja!"

Das war so ein Fünklein, welches der Verworfene ins Stroh warf. Die Frau Mutter glaubte unbedingt an ihres Sohnes Vortrefflichkeit. Sie wußte es in so feiner Weise dem Vater beizubringen, daß allmählig auch in seiner Seele die Giftpflanze des Verdachtes keimte und wohlgenährt von der Mutter, hinter welcher der Sohn steckte, aufging und heranwuchs.

Du mußt eine Probe machen, dachte der alte R., denn der Dieb muß heraus, es koste, was es wolle.

Er kam nun auf den Gedanken, eine Rolle in die Kasse, und zwar obenauf zu legen, darein er alte Schaumünzen, Henkelthaler und dergleichen wickelte, und die Werthbestimmung darauf schrieb. Er legte sie Abends in die Kasse. Fehlte sie Morgens, so wollte er Haussuchung halten und es mußte sich dann ja sonnenklar herausstellen, wer der freche Frevler war.

Daß es der Alte wieder seiner Frau sagte und diese dem sauberen Söhnlein, das war natürlich, denn der junge R. fragte immer, wie die Sache stehe.

Als der durch und durch verdorbene junge Mensch nun hörte, wie sich die Sache gestaltete, da jubilirte er in seinem Herzen, denn er sah den Sieg seiner Rache nun vollendet und der Untergang des verhaßten Heister war in seine Hand gelegt.

Es war Samstag Abends, als der Herr R. in seine Schreibstube trat, die Rolle hinlegte in die eiserne Truhe und alles sorgfältig abschloß; aber schon um Mitternacht war die Rolle in seines saubern Sohnes Händen.

Als der Sonntagmorgen hell und klar heraufkam und die Glocken den heiligen Tag einläuteten, da war's in Heisters Seele so sonntäglich freundlich. Er hatte am Morgen beim Erwachen gebetet und das hatte seine Seele so innerlich erquickt und freudig gemacht. Er zog sich an, um in das Haus des Herrn zu gehen und ihn anzubeten im Geiste und in der Wahrheit.

Als endlich die Glocken von allen Thürmen die Gläubigen zum Gebete und Worte des Lebens riefen, da klopfte es leise an seine Thüre. Der alte Anton machte sie halbwegs auf und fragte: „Sind Sie fertig, Herr Buchhalter?" — Anton und Eduard Heister waren heute die einzigen im Hause, die zur Kirche gingen, und er folgte dem treuen

Alten zum Hause Gottes und recht innerlich erquickt und erhoben kehrte er heim.

Seine Kommode und Schrank schloß er wohl sonst zu: da er heute grade seine ganze Baarschaft bei sich trug, nie aber Arges von andern dachte, so ließ er alles offen.

Froheres konnte dem jungen R. gar nicht begegnen, als daß er es so fand, wie er in Heisters Stube schlich. Er verbarg die Rolle mit den Henkelthalern und Schaumünzen unter Heisters Wäsche und schlüpfte wieder hinaus.

Nun ist's aus! rief er, die Hände reibend mit der Lust der Hölle in seinem Herzen, und machte sich, so schnell er konnte, durch die Hinterthüre zum Hause hinaus, gewärtig des gelungenen Streiches, wenn er heimkehren werde.

Er wagte es nicht, der Abwickelung der Geschichte beizuwohnen, weil — Eduard Heister möglicher Weise dadurch veranlaßt, das Stücklein hätte erzählen können.

Frau R., die durch ihren Sohn verleitet, Heister für den Thäter hielt, und einen giftigen Haß auf denselben geworfen hatte, verlangte, daß ihr Mann das Gericht mit der Haussuchung beauftrage, um den etwa zu entdeckenden Verbrecher der gesetzlichen Bestrafung zu überliefern; aber in Herrn R.'s Herzen siegte die angeborne Gutmüthigkeit über alle diese Einflüsterungen. Er widerstand fest und sagte: Er wolle seinen Nachbar und Freund, einen Justizcommissarius, nicht als solchen, sondern als Nachbar und Freund ersuchen, die Haussuchung vorzunehmen, da er der Unpartheiische sei, der es am besten könne, und den man im Nothfalle schnell in eine richterliche Person umwandeln könne, nämlich mit einem Worte.

Auch Herr R. hielt im Stillen Heistern für den Verbrecher, und sah dessen langjährige treue Dienste, dessen hülflose Lage, dessen zerstörte Zukunft an. So mußte sich die heftige Frau schon des Mannes gutem Herzen fügen.

Der Nachbar kam; sämmtliches Dienstpersonal war versammelt, ohne daß es wußte, was solche Umstände zu

bedeuten haben sollten. Nur zwei fehlten noch, Heister und Anton, die alleine in der Kirche Gottes waren.

Endlich kamen die zwei die Straße daher, so ruhig, so friedlich, daß in des alten R. Seele der Wunsch sich regte: Möchtest du ihn doch unschuldig finden!

Als Heister und Anton in das Haus traten, rief ihnen Herr R. zu, sie möchten eintreten in seine Stube. Zugleich zog er die Klingel und alle Handlungsdiener traten ein bis zum geringsten Diener und den Mägden des Hauses. Hier eröffnete Herr R. ihnen, was seit etwa vier Wochen vorgehe; ob er gleich hoffe, daß keiner und keine, die in seinem Hause seien, schuldig befunden werde, müsse es dennoch wieder ein jeder und eine jede einsehen, daß durch einen Unpartheiischen Haussuchung gethan werde. Er habe dazu seinen vielwerthen Nachbar sich erbeten. Die gerichtliche Untersuchung wolle er aus Schonung nicht veranlassen. Er müsse, fuhr er fort, ihnen nun noch mittheilen, was gestern Abend geschehen sei. Er habe eine Rolle in die Kasse gelegt, welche die und die Schaumünzen und alten Henkelthaler (er las das Verzeichniß ab) enthalte. Sie sei heute Morgen entwendet, ohne daß auch nur die geringste Gewalt sei angewendet worden. Da er alle Zugänge und in Summa das ganze Haus während der Nacht habe von außen bewachen lassen, so müsse der Kassendieb im Hause sein.

Alle, sich ihrer Unschuld bewußt, waren damit einverstanden und Eduard Heister verlangte, daß man seine Stube und Habe zuerst untersuche. Anton könne eidlich bezeugen, so wie er ihm, daß beide nirgends an diesem Morgen gewesen, als in der Kirche.

„Ich weiß es,“ sagte Herr R., „denn ich habe Sie beobachten lassen!“

Heister erbleichte bei diesem Worte. Der Gedanke an einen Verdacht an seiner Ehrlichkeit ergriff ihn auf eine fürchterliche Weise.

„Wenn das ist," sagte er mit einer tiefen Erregung, die sich selbst in seiner Stimme kund gab, so scheint der Verdacht zunächst mir zu gelten! Ich muß daher, und weil mir im Hause am meisten anvertraut ist, verlangen, daß auch bei mir die Untersuchung ihren Anfang nehme!"

„Nein bei mir!" rief Anton.

„Es geschehe so!" sagte R., und sie begaben sich in Heisters Stube, während die übrigen in der Wohnstube blieben und keiner sie verließ.

Der Justizcommissarius begann in Gegenwart Heisters und des Herrn R. die Untersuchung. Heister reichte ihm den Schlüssel zu seinem Schreibtische. Dort fand sich nichts. Hierauf wurde der Schrank und die Taschen der Kleider untersucht, welche in demselben hingen; auch hier war keine Spur, als sie aber nun zur Untersuchung der Kommode schritten und ein Stück nach dem andern herauslegten, da fanden sie auf dem Boden eine ansehnliche Rolle.

„Das ist sie!" rief erschüttert Herr R. aus, und Heister stand wie eine Leiche da. Sie wurde aufgemacht und es war die Rolle, die Herr R. am Tage vorher in die Kasse gelegt.

Eduard Heister stand wie eine Bildsäule da. Seine Sinne vergingen ihm schier.

Aus dem Frieden des Gotteshauses trat er in diesen Unfrieden; aus dem Preise Gottes in dieses Anfallen böser Menschen; aus der heiligsten Andacht in dies Gewebe unergründlicher teuflischer Bosheit. Das war zu unerwartet, zu überraschend, zu viel; der Abstand zu grell und zu entsetzlich.

Höhnisch fragte ihn der Justizcommissarius: „Was nun, Herr?

Heister bewegte sich nicht. Endlich hob er das Auge zu dem, der seine Unschuld kannte, und rief: „Das ist ein Gewebe höllischer Bosheit, deren Opfer ich werde, Gott

weiß es, zu dem ich um Hülfe rufe, daß ich hieran schuldlos bin; daß ohne Zweifel die Hand des Ruchlosen, der den Kassenschlüssel mir abtrotzen wollte, hier im Spiele ist!"

„Was?" rief R. „Wen meinen Sie?"

„Ihren eignen Sohn, die Schlange, die Sie im Busen nähren, der mich fort haben will, damit ich ihm nicht im Wege zur Kasse stehe!"

Da braußte des alten R. wildester Zorn auf und überschüttete den Schuldlosen mit einer Fluth von Vorwürfen. Dennoch mäßigte er sich wieder und sagte: „Machen Sie, daß Sie aus dem Hause kommen, damit ich nicht versucht werde, Sie vor Gericht zu stellen." Mit diesen Worten verließen sie ihn, der rathlos, zerschmettert dastand.

Er erkannte es, R. hatte Zeugen — er nicht. Der Schein war gegen ihn und er konnte ihn nicht entfernen. Da trat Anton zu ihm.

„Herr Heister," sagte er, „Gott weiß, wie dies Bubenstück zusammenhängt. Ich weiß es, Sie sind unschuldig, allein Sie können Ihre Unschuld nicht sonnenklar darlegen. Besser Unrecht leiden, als Unrecht thun! Der alte Gott in Israel lebt noch. Auch Ihre Unschuld wird sonnenklar werden. Gehen Sie jetzt in einen Gasthof. Ich ordne und packe Ihre Sachen und bringe sie Ihnen gegen Abend nach, damit das Aufsehen nicht zu groß wird. Gehen Sie!"

Er drängte Eduard Heister, und dieser ging, ohne daß er eigentlich wußte, was er that. Erst in dem Gasthofe kam ihm die Besonnenheit wieder. Er setzte sich nieder und schrieb an Herrn R., erzählte ihm den Auftritt mit seinem Sohne, dessen ruchloses Leben er ihm schilderte; er drang darauf, daß Herr R. bei seinem Sohne nachsuche. Dieser müsse Schlüssel haben zur Schreibstube und Kasse und nur er sei der Urheber der schändlichsten That, die die Ehre eines Unschuldigen und sein Lebensglück zerstöre.

Wäre dieser Brief in des alten Mannes Hände ge-

kommen, vielleicht hätte Heisters Sache eine andere Wendung genommen; aber es war ein unglückseliger Umstand, daß ihn einer der Handlungsdiener empfing, der ein Neider Heisters war und der jetzt Hoffnung hatte, da er ein Genosse des jungen R. war, Buchhalter und Kassirer zu werden. Er unterschlug ihn, da er die Handschrift kannte, und gab ihn dem jungen R., der ihn sogleich verbrannte.

Für Eduard Heister war der Schlag, der ihn getroffen hatte, doppelt hart. Er stand allein in der Welt. Vater und Mutter waren längst todt. Geschwister und Verwandte hatte er nicht. Wo sollte er nun eine Unterkunft finden? Erspart hatte er sich nur wenig, denn er hatte eine unglückliche edle Familie, ohne daß sie es ahnete, woher die Wohlthat komme, so reichlich unterstützt, daß schier der größte Theil seines Gehaltes darauf ging.

Damit verhielt es sich so.

Ein evangelischer Geistlicher, Deutscher von Geburt, war in Ungarn Seelsorger einer evangelischen Gemeinde gewesen, hatte sich aber die Verfolgung mächtiger Katholiken zugezogen durch die Freimüthigkeit und Festigkeit, womit er die Rechte seiner bedrückten Glaubensbrüder vertheidigte. Ihr Haß war so bodenlos, daß ihm nichts übrig blieb, als in das Ausland zu flüchten mit seiner Familie, die aus seiner leidenden Frau und fünf Kindern bestand. Zwei Gründe bestimmten ihn, die protestantische Stadt L. zu seinem Zufluchtsorte zu wählen, einmal, weil er dort als ein Gelehrter Gelegenheit genug hatte, durch seine Kenntnisse sich ein mäßiges Auskommen zu gründen, und dann, weil dort für seine Kinder Gelegenheit war, sich nach der Maßgabe ihrer Fähigkeiten für einen künftigen Lebensberuf gründlich auszubilden. Wohl würde der kenntnißreiche Mann dies Ziel auch erreicht haben, wenn nicht der unerforschliche Rathschluß Gottes ihn weggenommen hätte, als er eben die schönste Aussicht zu seinem Ziele gewonnen hatte.

Seine Familie war sehr unglücklich. Die Mutter stets kränklich: vier Kinder noch unerzogen; nur Louise, die älteste kaum sechszehnjährige Tochter war im Stande, durch Nähen und Stricken und andere weibliche Kunstfertigkeiten etwas zu erwerben.

Die Noth wuchs zusehends und der Hunger trat schon in erschreckender Macht an sie heran, als durch eine besondere Fügung der ehrliche Anton auf sie aufmerksam wurde. Grade damals hatte Heister von Frau R., die ihm noch wohlwollte, ein Stück feiner schlesischer Leinwand zum Christfest erhalten. Er fragte Anton, wo er wohl die feinen Hemden sich werde machen lassen können?

Anton, der in allen Stücken Bescheid wußte, erzählte ihm von dem harten Schicksale der unglücklichen Pfarrerfamilie.

Heister, selbst dem Unglück nicht fremd, hatte ein so warmes, edles Herz, daß er nicht nur Anton aufgab, die Arbeit der Tochter zu bringen, sondern auch eine Gabe gleich dazu.

Anton fand nun Eingang in das Haus und lernte den Grad der Noth genau kennen. Er wurde der Vermittler von Heisters Wohlthaten. Er zahlte nicht nur die Miethe der Wohnung, sondern auch das Schulgeld der Kinder, Arzt und Apothekerrechnung und ließ ihnen außerdem noch Unterstützungen zufließen.

Nie erfuhren die Unterstützten, woher die reichen Gaben flössen, weil Heister es Anton strenge verboten hatte, ihn jemals zu nennen.

Anton wußte aber nie fertig zu werden, wenn er auf die Familie zu reden kam. Sein Mund verkündigte nur Gutes und Schönes von ihnen; von ihrer gegenseitigen, aufopfernden Liebe, von ihrer Glaubenstreue und Freudigkeit im Ertragen, von ihrer Demuth und Ergebung, ihrem Fleiße und ihrer Unermüdlichkeit, sich zu ernähren. Besonders war es aber die älteste Tochter, Louise, die er über alles hochstellte.

So kam es, daß Eduard Heister schon mit einer herzlichen Zuneigung zu dem vorzüglichen Mädchen erfüllt war, ehe er sie kannte. Diese Zuneigung steigerte sich aber noch, als er endlich die Familie selbst kennen lernte. Bald gewannen sich beide lieb und in Heisters Seele stand der Entschluß fest, Louise müsse, sofern es Gottes Wille sei, sein getreues Weib werden; aber erst wollte er, wie das eines rechtschaffenen jungen Mannes würdig ist, sich ein festes und hinlängliches Auskommen sichern, damit er auch die heiligen Pflichten gegen Louisens Mutter und Geschwister vollkömmlich erfüllen könne.

Das alles war nun vorüber!

Unterstützen konnte er sie nicht mehr, denn er hatte ja selber nichts. Und wie durfte er, der mit Schmach und Schande Beladene, vor sie treten? — Als ihm das so klar vor die Seele hintrat, wollte er schier vergehen.

Bis zum Mittag blieb er in der Stube sitzen und starrte in eine Ecke; dann aber hielt er es nicht mehr aus. Er mußte hinaus ins Freie, daß er Luft bekam, die ihm fehlte. Er lief zum Thore hinaus bis zu einem nahen Wäldchen, wo er sich am Stamme eines Baumes niederwarf, und seinem traurigen Schicksale nachdachte.

Anton hatte ihn nicht aus dem Auge verloren, denn sein Herz blutete bei dem Gedanken an Heisters Lage. Er folgte ihm auf Schritt und Tritt und fand ihn endlich in dem kühlen Wäldchen.

Der gute, treue Mensch kam dem Verlassenen wie ein Engel Gottes.

Als er sich ihm nahte, fiel ihm Heister um den Hals und klagte ihm seine ganze Noth.

„Es ist nicht anders," sagte Anton, „der Tagedieb, meines Herrn Sohn, den ich zu allem fähig halte, was schlecht und strafbar vor Gott und Menschen ist, hat sich Schlüssel verschafft und Ihnen diesen Streich gespielt, um an Ihnen Rache zu nehmen; aber verzagen Sie nicht. Sie

sind der Retter einer frommen Familie vom Hungertode geworden, des Herrn Verheißung gilt Ihnen, und die trügt nicht. Er wird Ihnen helfen! Ich denke an die Verse des köstlichen Trostliedes, die werden sich auch an Ihnen bewähren:

Hoff', o du arme Seele,
Hoff' und sei unverzagt;
Gott wird dich aus der Höhle,
Da dich der Kummer plagt,
Mit großen Gnaden rücken;
Erwarte nur der Zeit,
So wirst du schon erblicken
Die Sonn' der schönsten Freud'!

Auf, auf, gieb deinem Schmerze
Und Sorgen gute Nacht!
Laß fahren, was das Herze
Betrübt und traurig macht!
Bist du doch nicht Regente,
Der alles führen soll;
Gott sitzt im Regimente,
Und führet alles wohl!

Fassen Sie das in Ihren Sinn und gedenken Sie, daß der alte Gott in Israel noch lebt, und Friede und Ergebung, Hoffnung und Trost wird Ihnen zurückkehren."

Diese Worte wirkten mächtig auf Heisters Seele. Wie wenn der Thau des Abends auf eine welke, von der Sonnengluth gedrückte Pflanze fällt und sie sich wieder erfrischt erhebt, so wirkten sie auf ihn.

„Ja," sagte er, „Du hast Recht, Du treuer Freund in der Noth, ich will stille halten in dieser Heimsuchung; ich will dem Herrn vertrauen und auf ihn hoffen. Ich will zu ihm rufen aus meiner tiefen Noth. Er hat mich ja bisher wunderbar geleitet und geführt über mein Wissen und Verstehen und mir Gutes gethan, mehr als ich irgendwie verdient hätte. Er weiß auch allein, wie unschuldig ich an dem bin, was man mir aufbürdet, und wird ja auch dies Schicksal mir zu Gute wenden, dieweil er's thun kann, als ein allmächtiger Gott, und thun will,

als ein getreuer Vater um Christi willen, deß ich eigen bin, von ihm erlöset und erkauft!"

„Recht so!" sagte gerührt der alte Anton. „Das hör' ich gern; denn so redet aus seiner Seele Grund und Boden der rechte Christ. Halten Sie an dem Anker fest, so werden Sie sicher sein unter dem Schatten seiner Flügel. Ich weiß," fuhr er fort, „daß Ihr Kummer noch einen andern Grund hat. Lassen Sie mich zu Fräulein Louisen und ihrer Mutter gehen. Dorthin führt mich jetzt mein Weg. Gehen Sie nach Hause und halten Sie den Anker fest!"

Er drückte Heisters Hand und ging. Dieser verweilte noch an der Stelle und erhob voll Glauben seine Augen zu dem Herrn. Vor seine Seele trat das Bild des Herrn, als er dem sinkenden Petrus die rettende, helfende Hand bot, und es war ihm gewiß, dieselbe rettende Hand werde auch ihm dargeboten, und er ergriff sie gläubig und betete heiß und innig. Dann stand er auf, um nach der Stadt zurückkehren zu können.

Kaum aber war er aus dem Wäldchen auf die Landstraße getreten, als ein leichtes Wägelchen daherrollte, in welchem ein Herr — und wenn ihn sein Auge nicht betrog — der reiche Kaufmann L. saß, mit dem er im Auftrage seines bisherigen Gebieters oft und viel in Geschäftssachen verkehrt hatte. War auch Herr L. ihm allezeit besonders liebreich und freundlich begegnet; kannte er ihn auch als einen braven, besonders christlichgesinnten, gläubigfrommen Mann, so war seine eigne Stimmung doch jetzt eine solche, die es ihm nicht wünschenswerth machte, ihm zu begegnen. Er wollte schnell wieder in den Schatten des Waldes zurückkehren; aber es war bereits zu spät. Herr L. hatte ihn erkannt und rief ihn an.

Heister mußte stehen bleiben und als Herr L. ihm nahe kam, und ihm forschend in die Augen blickte, rief er betroffen aus: „Mein Gott, lieber Heister, wie sehen

Sie aus? Ist Ihnen ein Unglück begegnet? Wahrlich, Sie haben geweint! — Das muß etwas Schweres sein, was Ihre Seele drückt!"

Diese, theilnehmend und herzlich ausgesprochenen Worte ergriffen um so mehr Heisters Herz, als er so viel Härte und Lieblosigkeit heute erfahren hatte. Er war kaum eines Wortes mächtig, aber das Feuchtwerden seiner Augen sprach es noch nachdrücklicher aus, daß Herr L. richtig gerathen, als es Worte würden vermocht haben.

Kaum hatte es Herr L. bemerkt, als er den Schlag des Wagens öffnete und mit herzgewinnender Freundlichkeit ausrief: „Steigen Sie geschwind ein! Da muß geholfen werden, wenn's möglich ist."

Da war an eine verneinende Antwort nicht mehr zu denken. Er stieg ein.

„So," sagte der wackere L., „nun klagen Sie mir, wie ein Sohn dem ihn liebenden Vater Ihre Noth; aber vor allem trocknen Sie Ihre Thränen. Sie brennen mir auf dem Herzen. Kann ich helfen, so schwör' ich Ihnen zu dem Herrn, unter dessen blauem Himmel wir uns befinden, ich will es und werde es! Hier ist meine Hand!"

Heister drückte sie herzlichst und dankbar.

Solcher herzlichen Aufforderung konnte Eduard Heister um so weniger widerstehen, als es ihm eine tiefempfundene Wohlthat war, sein Herz auszuschütten, und seine Noth einer theilnehmenden Seele zu klagen.

In der Einfachheit der Wahrheit erzählte Herrn L. der junge Mann alles, was sich zwischen ihm und dem jungen R., und was sich heute zugetragen hatte.

Herr L. hörte ihm mit großer Aufmerksamkeit und Theilnahme zu.

„Das ist ja mehr als schändlich!" rief er aus, als Eduard Heister zu Ende war. „Ich kenne Sie, lieber Heister," sagte er, „und habe Ihr Thun und Lassen beobachtet. Ich habe oft Herrn R. um einen ebenso tüch-

tigen, als treuen und tadellosen Gehülfen beneidet. Wahrlich, es ist ein junger Mann, wie Sie, eine seltene Erscheinung unter den jungen Leuten, welche sich dem Handelsstande widmen wollen oder gewidmet haben. Viele gleichen dem jungen R., wie ein Wassertropfen dem andern. Auch den kenne ich durch und durch; beklage den leider blinden, schwachen Vater, den dieser verlorne Sohn gänzlich ruiniren wird, und kann leider nicht anders, als ihm das vollkommen zutrauen, was er gegen Sie gethan hat. Aus seinem Vaterhause hat er Sie gebracht, aber weiter reicht sein Arm nicht. Es ist eine Fügung der göttlichen Gnade, die uns heute zusammengeführt und innig danke ich dem Herrn, der Ihnen Hülfe schafft und mich würdigt, sein Werkzeug zu sein! Einstweilen," fuhr er fort, mache ich Ihnen folgenden Vorschlag: Mein Verwalter auf dem Gute, wohin wir jetzt fahren, ist ein alter Mann, gottesfürchtig und treu, auch praktisch befähigt; aber mit seinen Büchern sieht es schlimm aus. Richtig sind sie, daran ist auch nicht der leiseste Zweifel, aber ihre Unordnung ist groß. Diese machen Sie klar, und helfen, wo Sie können und wollen. Ich schreibe sogleich an meine Handelsfreunde und Sie dürfen darauf rechnen, daß Sie bald eine entsprechende Stellung wiedergewonnen haben werden. Ich würde Sie sogleich mit Vergnügen in mein Geschäft nehmen, wenn Sie in L. bleiben dürften; aber von da müssen Sie für's erste weg. Ich fürchte, die Zeit kommt bald, daß Sie zurückgerufen werden können. Ich fürchte es, weil der Untergang des Hauses Ihres Prinzipals damit zusammenfallen wird, wenn nicht Schlimmeres. Doch das wollen wir dem alles vergeltenden Herrn anheim stellen. Er wird auch Ihre Unschuld an den Tag bringen, daß wir bekennen müssen: Dies ist der Finger Gottes!"

Herr L. schwieg.

Eduard Heister aber faltete seine Hände und blickte dankend zum Himmel. „Nun erfahre ich mit der That,

was mein alter Anton sagte: Der alte Gott in Israel lebt noch! Sein Name sei gelobet in Ewigkeit!"

In diese Worte brach Eduard Heister unwillkührlich aus und Herr L. sagte freudig: „Amen!"

„Aber," fragte er, „wer ist denn dieser alte Anton?"

Jetzt erzählte ihm Heister von diesem seltenen Menschen.

Bei der menschenfreundlichen Theilnahme, welche ihm Herr L. bewies, glaubte nun aber auch Eduard Heister verpflichtet zu sein, ihm nichts zu verheimlichen, was auf seine Verhältnisse sich bezöge, darum eröffnete er ihm auch durch Darlegung seiner Beziehungen zu Louisen und ihrer Familie den Grund, warum er sich nur sehr wenig in seinem Amte bei Herrn R. habe ersparen können.

Herr L. drückte seine Hand. „So hab' ich's gerne," sagte er, „wenn ein junger Mensch über seine redlichen Absichten kein Geheimniß gegen einen wohlmeinenden Mann hat; aber ich lerne Sie da von einer neuen Seite kennen, die Sie mir noch werther macht. Diese achtungswerthe Familie werde ich selber besuchen und dort den Kummer verscheuchen, den Ihr Schicksal gebracht hat; aber ich brauche auch für mein Geschäft geschickte und fleißige Hände. Die werde ich beschäftigen, und einstweilen, was die Unterstützung betrifft, mit Ihrer Genehmigung Ihre Erbschaft antreten."

Eduard wußte nicht, wie er genug danken sollte; aber Herr L. gab seinem Pferde die Peitsche, daß der leichte Wagen dahinflog und nöthigte dadurch, lächelnd, Eduard zum Schweigen.

Als sie auf dem schönen Landgute angekommen waren, und Herr L. Eduard seinen Berufskreis angewiesen, sagte er: „Ich halte es für sehr geeignet, daß Sie schon heute hier bleiben. Niemand weiß, wo Sie sind; niemand sieht Sie. So geht das Gerede, welches unvermeidlich in der Stadt entsteht, schnell vorüber. Ihr alter Anton wird sich wohl finden lassen, damit ich ohne Aufsehen Ihre

Sachen hierher senden kann. Sobald ich ein Plätzchen für Sie werde ausfindig gemacht haben, sehen Sie mich wieder!

Er drückte herzlich Heisters Hand, sprang wieder in seinen Wagen und rollte zur Stadt zurück.

Eduard Heister wußte gar nicht, wie ihm geschah. Die Sorgen, womit der heutige Tag ihn beladen, waren alle, alle von ihm genommen; selbst für Louisen und ihre Familie war gesorgt, denn Herr L. war als ein rechter Vater der Armen und Hülfsbedürftigen in der Stadt wohl bekannt und verehrt. Sein Herz quoll über von Dank und Preis gegen den Herrn, welcher ihm, der gleich einem Schiffbrüchigen mit den verschlingenden Wellen kämpfte, die rettende Hand so wunderbar dargeboten und sein Gebet in eben dem Maße erhört, wie Antons Trostwort bewährt hatte. Geduldig unterwarf er sich der Fügung, daß sein ehrlicher Name mit Schande bedeckt war, weil sein Glaube an das heilige Walten Gottes ihm verhieß, es werde Zeit und Stunde kommen, wo die Hand von oben den Nebel zerstören und der Wahrheit und Gerechtigkeit freie Bahn machen werde.

In dem Verwalter des Gutes fand er einen redlichen gottesfürchtigen Mann, der ihm mit großer Freundlichkeit entgegen kam, und mit dem es sich angenehm leben ließ, weil er ein an Erfahrungen reiches Leben hinter sich hatte.

Gleich am andern Tage machte sich Eduard Heister an seine Arbeit. Er überblickte sie schnell, und bei seiner Fertigkeit und Genauigkeit im Arbeiten waren die Bücher in einer weit kürzeren Zeit, als er vermuthet hatte, in bester Ordnung. Er schrieb das Herrn L. und bat um andere und schwerere Arbeit. Diese schickte ihm Herr L. und mit wahrer Freudigkeit vollendete er sie.

Noch waren nicht sechs Wochen um, als an einem Sonntag Nachmittage Herr L. wieder auf das Gut kam. Eduard legte ihm seine Arbeiten vor. Mit Freuden

erkannte Herr L., wie pünktlich und tüchtig sie vollendet waren.

Er bat nun Eduard, mit ihm einen Spaziergang zu machen, wo er sich ihm offenbarte. „Vorerst," sagte er, „bringe ich Ihnen Grüße von Louisen und ihrer Mutter. Sie sind, wie ich, von Ihrer Unschuld vollkommen überzeugt und ich darf fest und wahr hinzusetzen: Wir sind es nicht alleine, die diese Ueberzeugung theilen. Sie glauben kaum, wie viele Sie als ein Opfer der Verworfenheit des jungen R. ansehen und die Schuld, die sie Ihnen abnehmen, auf diesen werfen. In Louisen und ihrer Familie habe ich's grade so gefunden, wie Sie und der alte ehrliche Anton, den ich sprach, sie geschildert haben. Es ist gesorgt für sie, und Sie können ohne allen Kummer den Beruf antreten, den ich Ihnen ausgemacht habe."

Freudig überrascht, fragte Heister, wo er ihn gefunden?

„Leider weit weg," sagte Herr L., „doch das muß auch überwunden und getragen sein. Sie gehen nach England."

„Nach England?" fragte bestürzt Heister.

„Und warum denn nicht?" fragte Herr L. „Ist das denn aus der Welt? — Ich denke mir," fuhr Herr L. fort, „Sie sind blos deßwegen erschrocken, weil Sie so weit von Louisen wegkommen. Das hat auch sein Gutes. Desto schöner ist das Wiedersehen. Sie sind ja ein Mann und ich rede nicht weiter davon!"

„In London habe ich Ihnen eine Stelle ausgemacht, die Ihren Fähigkeiten entspricht. Das Handelshaus macht viele Geschäfte nach Deutschland und bedarf eines kundigen Mannes, der den Briefwechsel dorthin führen kann. Da Sie aber auch der französischen Sprache mächtig sind, so sind Sie dort um so willkommener, als Sie auch die Geschäfte nach Frankreich besorgen können. Ihre Stellung ist angenehm und der Gehalt ausgezeichnet; aber Sie

müssen morgen schon nach Hamburg, wo ein Schiff nicht fehlen wird, das Sie aufnimmt. Heute Abend fahren Sie, wenn es dunkelt, mit mir zurück, ordnen Ihre Sachen, sagen Louisen und ihrer Mutter Lebewohl und um vier Uhr früh besteigen Sie den Postwagen. Niemand sieht Sie und das Aufsehen wird, wie Sie es für's erste nur wünschen müssen, vermieden. Alle Papiere sind für Sie geordnet, womit Sie sich in London ausweisen können und müssen."

„Aber" — sagte Eduard Heister — und stockte.

„Aha," lachte Herr L., „das „Aber" heißt: Geld? Nun hier überreiche ich Ihnen für's erste Ihr Gehalt für die ausgeführten Arbeiten."

Er wollte eine Rolle Geld in Heisters Hand legen. „Nein," rief dieser aus, „Sie gaben mir Brot und Obdach, mir, dem Ausgestoßenen, Gebrandmarkten, und nun wollen Sie mich gar bezahlen für das Bischen Arbeit, für das ich Gott gedankt habe, weil nichts besser ist zum Troste einer bekümmerten Seele, als Gebet und Arbeit. Das Geld werde ich nicht nehmen!"

„Ist mir auch Recht," sagte lächelnd Herr L., „so geb' ich es Louisen; aber sagen Sie mir doch, woher wollen Sie das Geld zur Reise nehmen?"

Eduard sagte: „Um eine Vorlage, um ein Anlehen gegen ehrliche Zinsen wollte ich Sie bitten."

„Auch gut," sprach Herr L. mit heitrer Miene. „Es ist gewährt!"

Als endlich der Abend kam, fuhren sie nach der Stadt.

In dem Hause des Herrn L. fand Eduard den treuen Anton, der ihm in seliger Freude die Hand reichte.

„Sehen Sie, Herr Heister," sagte er, „der alte Gott in Israel lebt noch. Ach, bei uns geht es bunt!" fuhr er fort. „Der Handlungsdiener, der unter Ihnen stand und mit unserm jungen Herrn unter einer Decke spielt, ist Buchhalter geworden, und der junge Herr hilft ihm

in dem Geschäfte. Er ist jetzt sehr eifrig und der alte Herr meint, es gehe alles vortrefflich. Er sieht kaum mehr nach. Das Ende wird die Last tragen. Soviel weiß ich aber — ich werde nicht mehr lange bleiben. Ich kann da nicht zusehen und will nicht die Schmach erleben, daß das reichste Haus in L. Bankerott macht."

„Du urtheilst zu hart," sagte Eduard Heister. „Vielleicht bessert sich Wilhelm R."

„Ja, ja," sagte Anton, „der bessert sich, wie ein angefaulter Apfel. Denken Sie an mich, lieber Herr Heister. Die Zeit wird's lehren!" Er schüttelte dabei den Kopf; wünschte seinem lieben Herrn Heister Glück und Segen, drückte weinend seine Hand und lief fort, um nicht seine Thränen sehen zu lassen.

Eduard eilte nun zu Louisen. O wie waren sie froh, ihn einmal wieder zu sehen; aber wie träufelte der Gedanke an eine so baldige und lange Trennung den bittern Wermuth des Schmerzes in die Freude! Von ihren heißen Segenswünschen begleitet, kehrte er traurig zu Herrn L. zurück, in dessen Familie er noch einige Stunden verweilte, dann sich zu kurzer Ruhe niederlegte und frühe mit der Post nach Hamburg abreiste.

Er brauchte nicht lange auf ein Schiff nach England zu warten. Schon nach einigen Tagen, die er zur Besichtigung der alten Handelsstadt verwendete, lag ein solches segelfertig im Hafen, das ihn nach einer kurzen und glücklichen Fahrt in Liverpool ans Land setzte. Von hieraus legte er die Reise nach London mit der Post zurück.

Er wurde in dem Handelshause sehr zuvorkommend aufgenommen und in seinen Wirkungskreis eingeführt, dem er sich mit der ihm eigenen Treue, Fleiß und Gewandtheit unterzog. Keine Arbeit war ihm zuviel. War sein Werk vollendet, so half er in einem andern, da er des Englischen kundig war.

Sehr bald hatte er die Liebe und das volle Vertrauen seines Gebieters sich erworben. Freiwillig erhöhete er schon nach einem halben Jahre sein Gehalt. Eduard Heister wäre vollkommen glücklich gewesen, hätte nur nicht der Gedanke an seine befleckte Ehre ihm manche trübe Stunde gemacht.

Da er sehr sparsam lebte, so konnte er mehr als die Hälfte seines ansehnlichen Gehaltes ersparen. Von diesem Gelde, welches er regelmäßig alle Vierteljahre an Herrn L. sandte, zahlte er zuerst dessen Darlehen mit Zinsen dankbar zurück. Das Uebrige aber stellte er Herrn L. zur Verfügung für Louisen und ihre Familie, zumal das Heranwachsen der Knaben nun viel mehr erforderte.

Herr L. versprach das redlich zu verwenden und ihm, wenn er zurückgekehrt sein würde, Rechenschaft darüber abzulegen.

Von Herrn L. empfing er sehr oft Briefe. Sie verkündigten ihm, daß es Louisen und ihrer Familie wohl gehe, und fast immer enthielten sie die Grüße des alten Anton, der sich seines Glückes freue.

Davon aber schrieb Herr L. absichtlich nichts, daß er die Familie Louisens getreulich versorge; daß Louise und ihre Schwester in seinem Geschäfte so viel verdienten, daß sie anständig leben konnten und sie das Geld Heisters nie annahmen, und daß es darum Herr L. in seinem Handel verzinslich anlegte, wo es zu einem schönen Capitale anwuchs, weil stets die Zinsen wieder als Capital angelegt wurden. Auch davon redete er nicht, daß Louisens ältester Bruder, ein sehr guter und geweckter Junge, als Lehrling frei in seinem Geschäfte war und er den beiden andern Freistellen in der höheren Schule zu L. ausgewirkt hatte. Nur im Allgemeinen sprach er es aus, daß es der Familie sehr wohl gehe und alles nach seinen Wünschen geordnet und geregelt sei.

Eduard ersparte sich auch in England noch ein schönes

Capitälchen, da sein Gebieter ihm so ansehnliche Geschenke aller Art machte, daß er für sich kaum etwas auszugeben nöthig hatte. Dieses Capital legte er sich zurück für seine künftige Einrichtung; denn vor seiner Seele schwebte das schöne Bild einer stillen, glücklichen Haushaltung mit Louisen, grade, wie es bei einem jungen, wackern Manne sein soll.

Vier Jahre blieb er in England und die Sehnsucht, in seine Heimath und in sein Vaterland zurückzukehren, und ein eignes, wenn auch bescheidenes und kleines Geschäft zu gründen, um doch auch einmal, wie man zu sagen pflegt, auf eigenen Beinen zu stehen, wurde von Tag zu Tage lebhafter in seinem Herzen. Er hatte sich es schon vorgenommen, seinem Handelsherrn zu kündigen, als unerwartet und unverhofft ein Brief von Herrn L. ankam, der ihm sagte, er müsse schnell nach L. zurückkehren. Er war nur sehr kurz und lautete so:

„Lieber Herr Heister!“

„Angesichts dieses eilen Sie hierher! Der Zeitpunkt „ist gekommen, wo Ihres treuen Anton's Wort: der alte „Gott in Israel lebt noch, abermals seine Erfüllung fin„det. Ihre Ehre wird hergestellt. Wie? — das werden „Sie hier erfahren. Eilen Sie und versäumen Sie keine „Minute.“

Da war denn freilich kein Halt mehr in England für Heister. Als er seinem Prinzipale die Nothwendigkeit seiner Heimkehr anzeigte, war dieser sehr betrübt. Er sagte es ihm, daß noch nie ein Handlungsdiener ihm das geleistet habe, was er ihm gewesen. Er bot ihm ein Gehalt, das fast das Doppelte seines bisherigen abwarf; aber Heister war nicht mehr zu halten.

Mit dem ersten Schiffe, das die Segel entfaltete, verließ er London und langte wohlbehalten in Hamburg wieder an.

Von hier eilte er mit der Post nach L.

Herzlich, wie ein Vater seinen Sohn begrüßt, empfing ihn Herr L.

„Setzen Sie sich zu mir," sagte er am andern Morgen, als Eduard sich erholt hatte von den Mühseligkeiten der Reise, „ich habe Ihnen Wichtiges zu eröffnen."

„Als Sie das R.sche Haus verließen, da übernahm der junge Mann, der Ihnen längst gerne ein Füßchen gestellt hätte, und der mit dem jungen R. von einerlei Gewicht und Schrot und Korn war, Ihre Stelle und der junge R. erklärte zu seines Vaters Freude, er wolle nun die Arbeiten übernehmen, damit der alte Vater die wohlverdiente Ruhe fände.

„Der alte R. war dieser Ruhe noch gar nicht so bedürftig, als es der Sohn hinstellte, und seinen schwachen Vater glauben machte. Der Alte befand sich gemächlich dabei und sah kaum mehr nach."

„Da können Sie es sich denn wohl vorstellen, wie es herging. Es gab in ganz L. keine Ausbunde von Lüderlichkeit und Ausschweifung, wie Wilhelm R. und seinen Buchhalter. Daß dabei der Ruf und Kredit des alten, rühmlich bekannten Hauses zu Grunde ging; daß der Geschäfte immer weniger wurden; daß die eigenen Mittel immer mehr zusammenschmolzen und am Ende ein Bankerott unausbleiblich war, das können Sie sich denken. Statt sich umzuwenden, sank der junge R. immer tiefer in sein sittenloses, gottvergessenes Leben. Er war der zügelloseste Spieler, den es geben konnte. Einst spielte er so wahnsinnig, daß er am andern Tage nothwendig den Fall des Hauses hätte ankündigen müssen, wenn nicht sein verworfener Helfershelfer, der Buchhalter, auf den unseligsten aller Gedanken gekommen wäre, auf den, falsche Wechsel auszustellen, durch deren Hülfe sie sich noch eine Weile zu halten hofften. Der Fluch, der auf dem heillosen Treiben dieser Menschen ruhte, blieb nicht ohne Folgen. Sie konnten den Fall des Handlungshauses nicht auf-

halten und an demselben Tage, an welchem der Bankerott entdeckt wurde, begannen auch die Untersuchungen wegen der falschen Wechsel. Sie können sich das ungeheure Aufsehen denken! Sowohl der junge R. als sein sauberer Buchhalter nahmen die Flucht und entkamen glücklich dem Arme der Gerechtigkeit.

„Der alte R. wurde eingezogen, weil man ihn selbst für betheiligt bei den Spitzbübereien seines Sohnes hielt; allein er wurde später dennoch freigegeben. Seine Frau war während des Prozesses aus Gram und Herzeleid gestorben und der alte Mann fiel der öffentlichen Mildthätigkeit anheim, bis auch ihm der Gram über seine versäumte Vaterpflicht das Herz brach.“

„Schon damals, als die Schurkereien seines Sohnes offenkundig wurden, sagte er einst zu mir: Wie tief bereue ich es, daß ich den Andeutungen meines alten, treuen Anton das Ohr und das Herz verschloß, als ich den guten Eduard Heister hinausstieß! Ich habe den nur zu sehr gegründeten Verdacht, daß das, was Heister mir sagte, volle, reine Wahrheit war, und mein eignes verworfenes Kind meine Hand gebrauchte, um den Treuesten, den ich je in meinen Diensten hatte, elend zu machen, weil er sich seinem verbrecherischen Ansinnen widersetzt hatte!“

„Wie glücklich war er, als ich sein Gewissen einigermaßen dadurch beruhigen konnte, daß es Ihnen in England so sehr wohl gehe. Er dankte Gott mit Thränen und sagte tief ergriffen: „Das ist der Finger Gottes!“ Auch den guten Anton wußte der junge R. aus dem Hause zu bringen, von dem der Segen noch nicht ganz gewichen war, um dieses Einen Gerechten willen. Es war sichtbarlich, wie seit seiner Entfernung rasch das Ende mit seinem völligen Verderben hereinbrach. Und dieser treue Anton war der Pfleger seines alten Herrn, als die Tage für ihn kamen mit allen ihren unausbleiblichen Gebrechen, von denen man saget: „Sie gefallen uns nicht.“

„Ach," fiel ihm Heister in die Rede, „warum schrieben Sie mir das nicht? Wie gerne würde ich ja von meinem Verdienste den alten Mann, dem ich viel Gutes verdanke, unterstützt und seine kummervollen, alten Tage erheitert haben!"

„Lassen Sie das gut sein," erwiederte Herr L. „Wir haben Ihres Beistandes nicht bedurft. Er hat bis zum Ende keine Noth gelitten, und Anton haben wir ihm, da er sich dazu anbot, zum Pfleger bestellt."

„Wo ist er denn jetzt? Oder lebt er nicht mehr?" fragte Eduard Herrn L.

„Ei," sagte dieser darauf, „er ist seelenvergnügt und wird sich freuen, seinen Herrn Heister, den er lieb hat, wie wenn er sein Sohn wäre, wiederzusehen. Ich habe ihn zu mir genommen, und nun pflegt er die Blumen und das Federvieh auf meinem Gute und wird gute Tage haben, wie er es verdient, bis an sein seliges Ende."

In Eduard Heisters Wesen und Gehaben zeigte sich fortwährend eine Unruhe und Spannung, die Herr L. nicht übersehen konnte. „Ich begreife," sagte er lächelnd, daß Sie zu Louisen eilen möchten; aber, mein werthester Heister, das geht nicht. Sie müssen sich gedulden. Ich habe so eben das Gericht benachrichtigt, daß Sie zu seiner Verfügung stehen."

„Vor Gericht? Ich bitte Sie, warum?" fragte voll Erstaunen Eduard Heister.

„Sie sollen das erfahren," versetzte Herr L., „denn wir haben noch einige Stunden Zeit bis zur Sitzung.

„Von dem jungen R. und seinem Spießgesellen, dem saubern Buchhalter und Kassirer, hatte man, trotz dem, daß in alle Welt Steckbriefe waren versendet worden, keine Spur finden können. So angestrengt auch die Nachsuchungen hier waren, wie anderwärts, namentlich in der Heimath des Buchhalters, so kam man nicht zum gering-

sten Ergebniß. Sie hatten den Rest der Kasse mitgenommen und muthmaßlich eine Weile Geld. Manche meinten, sie seien nach Amerika entflohen, und es ging, wie es regelmäßig in ähnlichen Fällen zu gehen pflegt; als man lange genug die Sache besprochen und beschwatzt hatte, wurde sie von andern Ereignissen verdrängt und selbst das Gericht mußte sie fallen lassen, da alle seine Bemühungen erfolglos geblieben waren."

„Seit längerer Zeit aber zogen andere Dinge die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Sowohl im Lande, als in unserer Stadt, kamen grobe Prellereien und Betrügereien, sogar hin und wieder Raubanfälle und Diebstähle vor. Die ganze Polizei war auf den Beinen; aber die Strolche wußten sich so schlau zu verbergen, ihre Streiche waren so umsichtig und schlau berechnet und angelegt, daß es zum Erstaunen war, und die Polizei, die sich überall gehänselt sah, fast in Verzweiflung gerieth."

„Eine Zeit lang wurde es stille. Man hörte nichts mehr von neuen Gaunerstreichen, nichts von Diebstählen; und jedermann glaubte, die Uebelthäter seien wohl aus dem Lande gewichen, wo sie sich nicht mehr sicher wissen konnten. Da aber begannen im letzten Winter die frechsten Einbrüche und Diebereien hier und zwar zeichneten sie sich durch eine so genaue Ortskenntniß aus, daß kein Zweifel mehr obwalten konnte, es müßten Leute aus unserer Stadt, Leute sein, die mit außergewöhnlicher Kenntniß die Wohnungen, die Einrichtungen derselben und die häuslichen Gewohnheiten der Bewohner kenneten."

„So wurde unter andern in dem Hause des reichen Lederhändlers M. in der Marktstraße in einer Nacht eingebrochen, wo in dem Saale des Mannes eine große, befreundete Gesellschaft zum Abendessen eingeladen war. Seine ganze Kasse wurde ausgeleert und zwar frühe am Abend, während die Gesellschaft versammelt und mit ihrer Bedienung alles im Hause beschäftigt war."

„Sie können sich das Aufsehen und die allgemeine Bestürzung denken! Sie können sich vorstellen, wie alle Thätigkeit aufgeboten wurde, den Dieben auf die Spur zu kommen; aber auch diesmal blieb jede Verfolgung vergeblich. Alle Verdächtigen wurden eingezogen, alle Häuser durchsucht, die irgend einmal einen Verdacht auf sich geladen. Die Diebe waren verschwunden, und auch dies Ereigniß verscholl. Man kam zu dem allgemein angenommenen Dafürhalten, die Diebe seien von auswärts zu ihrem Verbrechen in die Stadt gekommen und hätten sich mit ihrem Raube wieder entfernt."

„In der letzten Ostermesse wohnte in einem der besuchtesten Gasthöfe der so sehr belebten Stadt ein Engländer, der durch sein vorzügliches Waarenlager ungeheure Geschäfte machte. Gegen den Schluß der Messe war der Engländer zu einem Balle eingeladen worden."

„Gegen eilf Uhr Abends fuhr er vor, stieg, in seinen Mantel gehüllt, aus, ließ sich vom Portier seinen Schlüssel geben, nahm ein Licht und ging in seine Gemächer. Der Wagen, der ihn vorgefahren, hielt vor dem Gasthofe und der Kutscher sagte lachend zu dem Hausknecht: Der muß unglücklich gespielt haben, daß er wieder Geld holt!"

„Nach einer halben Stunde kam der Engländer wieder herab, war wieder in seinen Mantel vermummt, gab Licht und Schlüssel wieder ab und fuhr zu dem Balle zurück."

„Gegen vier Uhr Morgens kehrt er endlich wieder, aber er hat seinen Mantel nicht an."

„Wo haben Sie denn Ihren Mantel an dem kühlen Morgen?" fragte der Portier, dem das auffiel.

„Der ist mir diese Nacht gestohlen worden," sagte der Engländer.

„Aber Sie hatten ihn ja doch noch, als Sie um eilf Uhr hier waren," sagte der Portier.

„Wie?" rief erstaunt und bestürzt der Engländer,

„ich wäre um eilf Uhr hier gewesen? Ich habe keine Minute den Ballsaal verlassen!"

„Da erschrak der Portier. Er machte Lärm im Hause. Man eilte in des Engländers Zimmer und — alles, was Werth hatte, nebst all seinem Gelde war gestohlen!"

„Auch bei diesem Diebstahle war genaue Ortskenntniß vorauszusetzen."

„Auch jetzt blieben die Nachforschungen ohne alle Folge. Kaum drei Tage später erschienen zwei fein gekleidete Herren, die ungarische Nationaltracht trugen, ungarisch sprachen und sehr wilde Bärte trugen, welche fast die halben Gesichter bedeckten, bei einem Juwelier, um Kostbarkeiten vom höchsten Werthe zu kaufen. Sie wurden indessen mit dem Manne nicht einig und dieser bemerkte, als die Herren sich entfernen wollten, daß ihm ein höchst werthvoller Diamantring fehlte."

„Er machte Lärm und zwei in der Nähe befindliche Polizeibeamte verhafteten die beiden Ungarn und — richtig, bei dem einen fand sich der Ring."

„Daß man in diesen beiden Dieben auch die Urheber aller früheren Diebstähle endlich erwischt habe, dafür sprach sich, ohne daß irgend ein Grund vorlag, die ganze Bevölkerung aus, und nur mit Mühe gelang es der Polizei, sie vor Mißhandlungen zu schützen."

„Als die Polizei die beiden Ungarn in das Gerichtshaus geführt, trat einer der Polizeidiener an den einen der beiden Ungarn heran und sagte: „Herr Wilhelm R., Ihre Streiche sind zu Ende!" Dabei faßte er ihn bei dem Barte und riß ihm denselben, der falsch war, ab und nun erkannten alle den jungen R."

„Dieser wurde bei dem Nennen seines Namens bleich, wie eine Leiche. Er zitterte am ganzen Leibe und war keines Wortes fähig."

„Vor Gericht dem Portier gegenübergestellt, erkannte dieser den vermeintlichen Engländer. Es erwies sich, daß

der andere der Buchhalter war, daß sie in einem der verworfensten Häuser der Vorstadt ihren geheimen Schlupfwinkel hatten, und von hieraus ihre Diebereien und Einbrüche vollführten, ja daß sie die Urheber aller waren, welche seit Jahren in L. verübt worden waren. Um der Polizei zu entgehen, hielten sie sich zeitweise allerdings in Ungarn auf, kehrten aber immer, wenn ihre Hülfsquellen erschöpft waren, nach L. zurück, wo sie denn endlich ergriffen wurden."

„Das Leugnen war vorüber. Ein Geistlicher wurde zu R. geschickt, dessen salbungsvoller Rede es gelang, das verhärtete Herz zu erweichen. Dieser, dem auch Ihr Schicksal durch Louise, welche in seinem Familienkreise oft weilte, genau bekannt war, brachte auch dies zur Sprache und ihm gestand er das, was Sie mir an jenem Sonntage, wo ich Sie am Wäldchen fand, erzählten, mit dem Zusatze, er sei der nächtliche Kassenräuber gewesen; er habe den Verdacht auf Sie, den er glühend gehaßt, geleitet und die Geldrolle in Ihre Kommode gelegt. Er äußerte den glühenden Wunsch, Sie wiederzusehen, um Ihre Ehre zu retten und vielleicht Verzeihung von Ihnen zu erlangen."

Als diese Worte Herr L. ausgesprochen, klopfte es an, und ein Gerichtsdiener trat herein, die beiden Herren zu dem Gerichte zu berufen.

Sie eilten zur Sitzung.

Als der Verbrecher den jungen Heister erblickte, bedeckte er sein Gesicht mit beiden Händen. Heister wurde über jenen Antrag des jungen R., ihm die Schlüssel zur Kasse seines Vaters zu geben, befragt und theilte alles genau so mit, wie es sich zugetragen, und R. bestätigte es vollkommen. Sodann gab er genau die Erzählung seiner Verdächtigung Heisters bei seiner Mutter und durch diese bei seinem Vater und fügte die genauesten Umstände über die Rolle mit Schaumünzen und die Art und Weise bei, wie er sie in Heisters Kommode gelegt.

Dann reckte er die gefesselten Hände gegen Heister hin und rief in einem herzerschütternden Tone aus:

„Guter, mißhandelter Heister, können Sie einem Verbrecher vergeben, der Sie um das theure Gut Ihres guten Namens betrog? O entlasten Sie mein schuldvolles Gewissen doch von Einer jener nagenden Qualen!“

Heister trat zu ihm, reichte ihm seine Hand und sagte: „Ich vergebe Ihnen! Möge Gott Ihnen gnädig sein!“

R. drückte weinend die Hand Heisters.

„O hätte ich Ihrem Worte Folge geleistet,“ rief er aus, „ich wäre nicht da, wo ich jetzt bin!“

Als Heister zurücktrat, flüsterte jemand in sein Ohr: „Sehen Sie, der alte Gott in Israel lebt noch!“

Als Heister herumfuhr, stand Anton vor ihm. Der Greis hatte Thränen in seinen Augen. „Das ist Gottes Finger!“ sagte er tiefbewegt; „und wie wahr ist das geworden, was ich Ihnen in dem Wäldchen gesagt, voll Glaubens an des Herrn Gerechtigkeit!“

„Kommen Sie,“ sagte L. „Unsres Bleibens ist hier nicht mehr. Das Gericht wird sein Urtheil fällen und die verworfene Saat ihre Ernte finden.“

Sie fand sie. Noch in dieser Sitzung wurde das Todesurtheil über beide Verbrecher gefällt, welches jedoch die Gnade des Landesherrn in lebenslängliche Gefangenschaft umwandelte, welche beide auf einer bekannten Bergfestung des Landes antraten, wo auch der Tod sie ereilte.

Nach Tisch, als Heisters Unruhe nicht mehr zu beherrschen war, ließ Herr L. seinen Wagen vorfahren, in welchen Frau L., Heister, Herr L. und Anton stiegen. Sie fuhren auf das Landgut. Als sie dort ankamen, eilte Louise und ihre Mutter ihnen entgegen.

Herr L. sagte: „Ihr Beiden habt keinen Vater mehr. So muß ich denn seine Stelle vertreten und die Mutter wird es ja gutheißen!“

Und mit diesen Worten fügte er ihre Hände zusam-

men und steckte die goldenen Ringe an ihre Finger, die sie wechseln mußten, und nun erst sanken sie einander in die Arme und alle segneten sie, auch der ehrliche Anton.

„Der Vater muß auch die Hochzeit herrichten,“ sagte, seine Rührung verbergend, Herr L. „Sie ist nächsten Sonntag, denn das Aufgebot habe ich bereits, ohne daß Ihr Lieben es wußtet, besorgt.“

Eduard Heister erschrak. „Liebster Herr L.,“ sagte er, „Sie gehen zu weit! Wovon soll ich Louisen jetzt noch ernähren?“

„So?“ fragte laut auflachend Herr L. „Glauben Sie, daß mein Geschäftstheilhaber Eduard Heister nicht ein braves Weib und die Ihrigen ernähren könne?“

Eduard sah ihn staunend an.

„Sehen Sie mich nur nicht so ungläubig an,“ rief Herr L. aus. „Hier haben Sie den Vertrag, den Sie sogleich unterschreiben können. Von mir ist es geschehen. Ich werde nachgerade alt und schwach; Kinder habe ich nicht, die mir die Last des Geschäftes in alten Tagen erleichtern könnten; da hab' ich Sie zu meinem Theilhaber gemacht, und hoffe zu Gott, Sie sollen mir wie ein Sohn zur Seite stehen!“

Da fiel Heister mit heißen Thränen des Dankes ihm um den Hals.

„Ach,“ sagte er, „ich habe ja aber kein Kapital anzulegen. Was ich mir erspart, ist dazu nicht hinlänglich.“

„Wer sagt das?“ rief Herr L. aus. „Wissen müssen Sie, daß Ihre liebe Braut die ansehnlichen Summen, welche Sie für sie aus England sandten, alle bei mir angelegt hat. Das ist mit dem Zuschlag der Zinsen zu einem schönen Sümmchen erwachsen.“

Da umarmten sie sich noch einmal und der alte Anton trocknete seine Augen und rief: „Ja, ja, der alte Gott in Israel lebt noch! Sein Name sei gepriesen in Ewigkeit!“

Und von heiliger Andacht ergriffen, sprachen sie alle Amen.

II.

Wie das Wasser rauscht!

Eine Geschichte.

In einem ziemlich ansehnlichen Städtchen, welches an den flachen Ufern eines der größten, seiner Mündung nicht fernen Stromes, und in der Nähe der Grenze eines außerdeutschen Landes liegt, lebte vor etwa sechs Jahren ein reicher Mann, der eine sehr geachtete Stellung in der menschlichen Gesellschaft einnahm.

Jedermann hielt Gutes von ihm, obwohl auch Stimmen sich hören ließen, welche sein früheres Leben von fleischlichen Ausschweifungen nicht frei sprachen. Seit er in dem Städtchen im Amte stand, lebte er ehrbar und, was man so sagt, anständig. In dem Stande heiliger Ehe lebte er nicht. Er bewohnte aber ein außerordentlich großes Haus, das einen großen Garten hatte, und da er es unmöglich alleine auch nur zu einem Dritttheile brauchte, so nahm er in die eine Hälfte mehrere Familien andrer Beamten in die Miethe und behielt die andre Hälfte ganz für sich.

Lange Zeit aß er in einem Gasthause des Städtchens; dann ließ er sich die Speisen bringen; endlich aber erklärte er, daß er seine eigne Haushaltung beginnen und sich eine Haushälterin nehmen werde.

Dies geschah endlich auch.

Diese Haushälterin war ein junges, schönes Mädchen. Sie war aus dem Innern des nahen Auslandes. Ihre Eltern waren frühe gestorben. Geschwister und Verwandte hatte sie in der Welt nicht mehr und die Dienstherrschaft, bei der sie in Diensten gestanden, hatte das arme Mädchen in dem Grade hart und unmenschlich be=

handelt, daß sie es nicht mehr zu ertragen im Stande gewesen war. Sie hatte den Dienst aufgesagt.

Nun hat aber jede Gegend fast ihre eigenthümliche Zeit oder einen feststehenden Zeitpunkt, wo die Dienstleute wechseln, und da es grade dort nicht in der Zeit des herkömmlichen Wechsels war, als das Mädchen austrat, so wanderte sie mit ihrem Bündelchen lange herum, ohne einen Dienst zu finden.

Arm und dürftig gekleidet, kam sie endlich über die Grenze und in das Städtchen, wo der junge Mann wohnte, von dem ich Euch, liebe Leser, hier erzählen will. Da Umstände es wünschenswerth machen, daß ich seinen Namen nicht nenne, so will ich ihn mit dem Buchstaben D. bezeichnen.

Herr D. lag grade damals in seinem Fenster, als das Mädchen zum nahen Thore hereinkam. Seine lüsternen Blicke betrachteten die volle, schöne, jugendliche Gestalt mit besonderm Wohlgefallen.

Das Mädchen kam näher, und fragte: „Braucht Ihr nicht im Hause eine Dienstmagd?“

„Kannst Du denn kochen, mein Kind, und eine kleine Haushaltung leiten?“ fragte er freundlich.

„Warum nicht?“ sagte das Mädchen.

„So komm einmal herein,“ sprach er.

Das Mädchen kam. Er versprach ihr einen Lohn, der ihre Erwartung übertraf und verhieß ihr mit Rath und That an die Hand zu gehen.

Bemerken muß ich, daß das Mädchen leider auch nicht die beste Erziehung erhalten und an Gottesfurcht nicht gewöhnt worden war.

Er gab ihr nun Geld, daß sie sich ordentlich kleiden konnte und sie blieb bei ihm. Da sie des Kochens noch nicht vollständig kundig war, er aber zu jenen Männern gehörte, die leider nicht blos Feinschmecker sind, sondern sich selbst darum kümmern, daß und wie etwas recht schmack-

haft gekocht werde, so war er viel in des Mädchens Nähe. Sie richtete seine Haushaltung ein und Herr D. versicherte, sie sei eine ausgezeichnete Köchin und er befinde sich weit besser, als früher.

Vier Jahre lebte Herr D. mit seiner Haushälterin wohl zufrieden. Da fing er an über sie bei befreundeten Familien zu klagen. Sie werde nachlässig; sei, wenn er ein Tadelwort ausspreche, mürrisch; laufe gerne draußen herum und er müsse erwarten, wenn er, durch sein Amt genöthigt, auswärts sei, daß ihm daheim manches zu Grunde gehe; er werde sie fortschicken müssen, sagte er. Zugleich fragte er um Rath wegen einer älteren, gesetzten Person.

Diese wurde denn endlich auch ausfindig gemacht. Er schloß in einem befreundeten Hause den Contract mit ihr ab und entließ das Mädchen. Die Zeit über, wo er ohne Haushälterin war, aß er wieder im Gasthofe und ließ seine häuslichen Arbeiten durch eine Frau besorgen.

Das Mädchen aber, das setzte man voraus, sei wieder in seine Heimath im nahen Auslande zurückgekehrt, weil man sie im Orte nicht mehr sah.

Herr D. war nach wie vor der heiterste Gesellschafter und verrichtete seine Amtsobliegenheiten mit gewohnter Pünktlichkeit.

Mit dem Tage Martini, wo dort zu Lande der Dienstwechsel Statt findet, trat seine neue Wirthschafterin in seinen Dienst und er erklärte sich mit dem Tausche sehr wohl zufrieden.

Der Winter des Jahres, in welchem die neue Haushälterin eingetreten war, kam mit großer Strenge. Das ist denn allemal für jene Gegenden eine Zeit, wo die bange Sorge manches Herz beschleicht.

Der mächtige Strom wälzt träge seine ungeheure Wassermasse dahin. Das Land liegt mit dem Wasserspiegel gleich, oft sogar tiefer, und mächtige, kostbare Dämme

schützen das weite Land vor Ausbrüchen der Fluth und Ueberschwemmungen. Bricht sie aber aus, so wird stundenweit das Land ein ungeheurer See, aus welchem die Höfe, Dörfer und Städte als einzelne Punkte herausragen.

Wenn aber nun der Strom sich mit einer Eisdecke belegt, die bei dem Drucke des Wassers von oben sich in einander schiebt und fest wird, so naht eine neue, und oft schauderhafte Gefahr; nicht zwar, so lange die Kälte dauert und die Eisdecke steht, sondern wenn laue Lüfte, Regen und Sonnenschein die winterliche Decke brechen; wenn Regengüsse im Oberlande die Zuflüsse des Stromes schnell anschwellen machen und eine mächtige Wassermasse das Eis der oberen Gegenden auf die oft noch stehende Eisdecke in den Niederungen wirft. Dann thürmen sich die Eismassen auf zu Bergen; der unermeßliche Wasserdruck schiebt sie ineinander. Sie brechen aber die Dämme, oder sie sprengen sie auseinander wie Ameisenhaufen, die der Stecken des rohen Buben auseinander schleudert, und dann stürzt der ganze Wasserstrom verheerend in das Flachland, bedeckt es weithin, wühlt sich im Ackerboden ein neues Bette, und wehe dem Hofe, dem Dorfe, der Stadt, die in diesen Strom zu fallen das Unglück hat! Sie wird zerstört und namenloses Elend ist ihr Erbe.

Solche Erfahrungen hat die Vergangenheit gemacht und die Ueberlieferungen haben sie in so lebhaftem Andenken erhalten, daß sie Schreckbilder der Bewohner sind.

Es ist darum kein Wunder, wenn die Leute alle möglichen Vorkehrungen treffen, um das Ihrige zu schützen. Denn, wenn auch nicht grade solch eine schauerliche Heimsuchung kommt, so bricht doch das Wasser oft plötzlich herein in die Keller und Ställe, in die Magazine und Wohnungen der Menschen, und vieles wird verdorben, was zu ersetzen schwere Opfer kostet.

So sah man denn auch jetzt schon in jener Stadt die Leute ihre Keller räumen, das Holz und die Kohlen in Sicherheit bringen; die Fässer stützen und beschweren, damit sie das Wasser nicht vom Lager hebe, und dergleichen von der Noth gebotene Vorsichtsmaßregeln ergreifen.

Auch Herr D. ging mit Leuten in seinen tiefliegenden Keller und ließ das Nöthige besorgen. Nur machten sie er ihm viel zu lange, denn es war ihm unbehaglich in dem Keller, was aber wohl darin liegen mochte, daß es da unten feucht und moderig roch und überhaupt nicht angenehm war.

Endlich war alles geordnet und Herr D. stieg aus dem tiefen Keller herauf und zog tief Athem, als er wieder in der bessern Luft war.

Das Thauwetter trat endlich ein; aber die Eisdecke wankte nicht. Mit einer Gesellschaft war Herr D. auch hinaus auf die Dämme gegangen. Da hörte man das Wasser unter der Eisdecke mächtig grollen und rauschen und einer von der Gesellschaft sagte: „Wer da ein schlechtes Gewissen hätte, dem könnte es bange werden, wenn er so das Wasser da unten rauschen hört!"

„Die andern meinten, das sei allerdings wahr, und es könne die Macht des Gewissens in eben dem Grade wecken, wie der rollende Donner."

„Wie das Wasser rauscht!" sagte D. mit sonderbarem Ausdruck und es schüttelte ihn ein innerlicher Frost und sein Antlitz wurde bleich.

„Nun, D.," sagte der, der zuerst die Bemerkung gemacht, „Sie haben doch wohl kein böses Gewissen, daß Ihnen das rauschende Wasser eine Mahnstimme an den Vergelter sein könnte?"

D. zuckte ordentlich zusammen bei diesem Worte und seine Züge wurden immer bleicher. Er konnte nicht antworten und erst nach einiger Zeit sagte er halb stotternd: „Wer kann sagen, daß er völlig rein sei!"

Das Wort klang so hohl, so aus der Tiefe heraus, daß es die Freunde wunderbar berührte und die Unterhaltung von da an sehr einsylbig und spärlich wurde, bis man zurück zur Stadt ging und der Wein die Zungen löste und den unangenehm berührenden Zwischenfall völlig vergessen machte.

In der folgenden Nacht und dem ihr wieder folgenden Tage mehrte sich die Gefahr zusehends. An den Stellen, wo die Dämme des Stromes bedroht waren, wurde eifrig gearbeitet. Alles war in banger, zagender Erwartung; denn drohender war seit vielen Jahren die Gefahr nicht an die Menschen herangetreten. Die, welche wußten, wo des Menschen Schutz und Schirm ist, blickten hinauf zu dem, der einst die Wellen des Sees Genezareth bedrohete, daß es ganz still wurde, und beteten in der Stille: Herr, hilf uns aus dieser Noth! Im Vertrauen auf Dich zagen wir nicht!

Herr D. lief im Hause herum, fragte seine Miethsleute, was sie hofften oder fürchteten und bewies eine Angst und Bangigkeit, die um so mehr an ihm auffiel, als er sonst immer den Kühnen und Furchtlosen gespielt hatte. Sagte man ihm das, so entgegnete er: „Sie glauben nicht, wie es mich allemal erschüttert, wenn ich das Wasser so greulich rauschen höre, und vor einigen Tagen hab' ich es gehört. Das kann ich gar nicht vergessen. Ich fürchte, uns erwartet große Noth!"

Seine Miethsleute waren christliche Leute, die sagten: „Man muß dem Herrn vertrauen, sich ihm im Gebete empfehlen und dann ruhig erwarten, was der Herr mit einem vorhabe." Einer erinnerte an den Vers:

Was helfen uns die schweren Sorgen?
Was hilft uns unser Weh' und Ach? —
Was hilft es, daß wir alle Morgen
Beseufzen unser Ungemach?
Wir machen unser Kreuz und Leid
Nur größer durch die Traurigkeit!

Aber Herr D. machte eine Bewegung, die man so auslegen konnte, als habe er sagen wollen: Ja, wer solchen Glauben hätte!

In dieser Nacht kam das lange Befürchtete.

Die Wassermassen waren ungeheuer gewachsen. Sie prallten wider die Eismasse, die berghoch stand, daß es schauerlich klang durch die Nacht. Niemand ging in der Stadt zu Bette. Ueberall erwartete man den Durchbruch der Dämme und eine ungeheure Ueberschwemmung.

Gegen Mitternacht hörte man die Schüsse, welche das Nahen des Wassers verkündeten.

Furchtbar brauste die Fluth in die Stadt herein und füllte alle Räume bis zu bedeutender Höhe an.

Schrecklich war es anzuhören, wie das Wasser durch das Tagloch in den tiefen Keller des D.schen Hauses hineinrauschte, bis es ihn angefüllt hatte.

In diesem Augenblicke war Herr D. ganz außer sich. „Hu, wie das Wasser rauscht!“ rief er und rannte wie ein Besessener umher. Er zitterte an allen Gliedern, und kalter Schweiß bedeckte seine Stirne. In seiner Stube hatte er nicht Ruhe, nicht Frieden. Er rannte in den breiten Gängen des zweiten Stockwerkes, wohin er hatte flüchten müssen, da das Wasser das untere Haus erfüllte, umher und rief: „Wie entsetzlich das Wasser rauscht!“

Die Miethsleute sagten zu einander: „Es ist doch verwunderlich, wie der Mann kleinmüthig, ja kindisch ist! das Haus steht fest, ist neu, dauerhaft aus Ziegelsteinen erbaut. Das kann ja noch keinen Schaden nehmen!

„Freilich,“ entgegnete ein andrer. „Man hat ihn doch niemals als einen Geizhals kennen gelernt, daß ihn die Furcht vor dem Verluste seiner Vorräthe so trostlos machen könnte! Alles ist im Keller in Ordnung.“

„Sollte er Geld vergraben haben?“ sagte der Männer einer.

„Nein," erwiederte seine Frau, „ich dächte, die harten Thaler und Goldstücke erweicht doch kein Wasser?"

„Halt!" rief die zweite Frau: „Er wird Papiergeld vergraben haben! Das wird dann freilich flöten gehen!"

Alle waren der Meinung, daß sie es getroffen habe. Man gönnte ihm grade das Uebel nicht, aber man lachte denn doch darüber und beruhigte sich damit, daß er, wenn auch ein schönes Sümmchen Papiergeld zerweiche, doch noch kein Bettler sei. Er hätte es nicht vergraben sollen; es ist nur seine eigene Schuld, wenn er drum kommt, sagten sie.

Beruhigend für die Ueberschwemmten war es, daß das Wasser nicht stieg während der Nacht; aber beängstigend, daß sich der Himmel aufklärte und es empfindlich kalt zu werden drohte. Das war eine schlimme Aussicht, denn nun konnte es leicht kommen, daß das Wasser lange so stehen blieb, und dann war die Gefahr groß für alte Gebäude.

Am Morgen ging einer der Miethsleute über den Gang. Herr D. begegnete ihm und war wieder in der größten Aufregung.

„Seien Sie doch ein Mann, Herr D.," sagte der Miethsmann zu ihm. „Was soll aus den Frauen werden, wenn wir Männer uns weibisch geberden? Was kann's Ihnen denn Schaden bringen? Gesetzt, es gingen Ihnen auch manche Vorräthe zu Grunde, Ihr Haus bliebe feucht; das erste macht Sie nicht arm und das zweite kann Sie ja doch nicht in Verlegenheit bringen, da Sie im zweiten Stockwerke wohnen können. Aber freilich," setzte er lachend hinzu, „wenn man, wie Sie, sein Bestes im Keller vergraben hat, dann kann's einem bange werden, wenn so das Wasser hineinrauscht!"

D. starrte ihn, leichenfahl im Gesichte, an. Seine Augen rollten; sein Haar sträubte sich; kalter Schweiß bedeckte seine Stirne. „Was sagen Sie da?" schrie er, einem Rasenden gleich. „Was wissen Sie vom Vergraben?

Wer sagte Ihnen, daß ich mein Bestes im Keller vergraben hätte? Und wie ein Wahnsinniger fiel der starke D. den Miethsmann an; faßte ihn an der Gurgel und würde ihn ohne Zweifel erdrosselt haben, wenn nicht seine Haushälterin und des Miethsmannes Frau herbeigestürzt und ihn von dem Miether hinweggerissen hätten.

„Was machen Sie, Herr D.? Was that Ihnen der brave Mann?“ rief seine Haushälterin.

D. fuhr wie verrückt mit beiden Händen in die Haare und raufte sie. „Er hat gesagt, ich hätte mein Bestes im Keller vergraben!“ schrie er. „Er soll mir beweisen, was er gesagt hat!“ Und wieder wollte er sich wüthend auf den Miethsmann werfen, den aber seine Frau in die Stube riß und die Thüre rasch abschloß.

Die Haushälterin gab sich alle Mühe, D. zur Ruhe zu bewegen; aber das war völlig umsonst. Er schlief keine Minute. Er rannte im Hause umher. „Hu! wie das Wasser rauscht!“ rief er, und dann schrie er wieder: „Wo ist der Schurke, der gesagt hat, ich hätte mein Bestes im Keller vergraben?“

Seine Gedanken wurden immer verwirrter und es war ein Glück, daß er nicht mehr wußte, wer das zu ihm gesagt, was ihn so außer sich selbst gebracht. Die Miethsleute und die Haushälterin standen Todesangst aus.

Dieser Zustand großer Aufregung dauerte indessen nicht lange. Es trat eine völlige Abspannung bei ihm ein. Er saß dann da und starrte in einen Winkel und sprach kein Wort; aber seit dem Hereinbrechen der Ueberschwemmung war er nicht mehr aus den Kleidern gekommen.

Die Kälte, die nur zwei Tage angehalten, schlug um. Ein warmer Regen lockerte das Eis, daß es endlich dem Drucke wich. Das Wasser trat so weit zurück, daß man wieder auf den Straßen gehen konnte. Die Dämme wurden nothdürftig gestopft und nur auf den Feldern stand noch das Wasser und die Keller füllte es bis oben an.

Da gab es ein Putzen, Scheuern und Reinigen in allen Häusern und Räumen; da setzte man Pumpen in die Kelleröffnungen und pumpte das Wasser heraus, um sie bald wieder gebrauchen zu können. Alles lebte und webte in unausgesetzter Arbeit und Thätigkeit. Nur Herr D. regte sich nicht, und einmal nur hatte die Haushälterin gesagt: „Lassen wir denn nicht auch unsern Keller auspumpen?“ — aber sie hätte um kein Gut der Erde mehr ein Wort ähnlicher Art geredet, denn Herr D. war gleich einem Rasenden aufgesprungen, hatte die geballte Faust mit wüthendem Drohen erhoben und gerufen: „Ich erschlage den, der ein solches Wort noch einmal redet!“

In der Stadt hatte sich, seit das Wasser fort war, das Gerücht von Herrn D.'s Zustande schnell verbreitet und gar mancherlei redeten die Leute heimlich; aber laut wagte niemand das zu sagen, was man sich in die Ohren flüsterte.

Mit der Meinung, er habe Papiergeld im Keller vergraben, reimte es sich wieder gar nicht, daß er nun, wo das Wasser ganz aus der Stadt gewichen war, nichts vom Auspumpen seines Kellers hören wollte.

Da man an einen, durch den Schrecken der plötzlich hereingebrochenen Fluth hervorgerufenen, vorübergehenden Irrsinn des Mannes zu glauben anfing und auch die Aerzte, die ihn besucht hatten, etwas der Art zu vermuthen schienen, so würde man ihm die Grille haben ruhig hingehen lassen, daß er seinen Keller nicht wollte auspumpen lassen, wenn nicht ein Umstand hinzugetreten wäre, der aufs Neue die Augen der ganzen Stadt auf ihn lenken mußte.

Seit nämlich das Wasser ruhig stand und eine ungewöhnlich milde Frühlingsluft eingetreten war, drang aus dem Keller des Herrn D. ein Geruch der Verwesung, der mit seinem Entsetzen das ganze Haus bis in den fernsten Winkel durchdrang, und den man auch auf der Straße roch, wenn man gegen die Kellerlucke kam.

Seitdem war Herr D. wieder in der entsetzlichsten Aufregung. „Hu! wie das Wasser rauscht!“ rief er.

„Ja, ja, das weckt das Gewissen. Das wühlt alles heraus, was verborgen und vergraben war!“ So rief er oft aus.

Sein Anblick war entsetzlich. Seine Wangen waren eingefallen und grau; seine Augen lagen tief in den Höhlen und schauerlich war es anzusehen, daß in den wenigen Tagen sein rabenschwarzes Haar schneeweiß geworden war.

Die Miethsleute, welche den Geruch nicht mehr ertragen konnten und die Haushälterin, die nicht mehr bei dem D. bleiben wollte, brachten diese Umstände zur Kenntniß der Obrigkeit, welche nun die Auspumpung des Kellers verfügte.

Jetzt begann D. völlig zu rasen. Er mußte festgenommen und gefesselt werden.

Nach dreien Tagen war man endlich so weit des Wassers Meister geworden, daß man die äußere Kellerthüre öffnen konnte.

Als man nun mit Fackeln über die Fläche des Wassers hinleuchtete, da sah man einen stark in Verwesung übergegangenen, menschlichen Leichnam in dem Keller schwimmen.

Kaum hatte man diese grausenhafte Entdeckung gemacht, als man auch eine doppelte Zahl Pumpen einsetzte und Tag und Nacht mit stundenweise abwechselnder Mannschaft das Pumpen fortsetzte, bis endlich der Keller bis zum Boden leer war. Da mitten durch ein Gang von Steinplatten gelegt war, so konnte man in den Keller gehen. Die Gerichtspersonen und Aerzte gingen bei Fackellicht hinein und da stellte sich ihnen denn der grausenhafteste Anblick dar.

Da lag der halb verweste Leichnam einer Weibsperson, der mit einem schweren Werkzeuge der Hirnschädel völlig zerschmettert war, und nicht weit davon lagen zwei Gerippe

kleiner Kinder, die das Wasser aus dem Boden, wo sie nicht tief mußten verscharrt gewesen sein, herausgespült hatte.

Die Nachbarn erkannten an dem reichen, wunderschönen Haare und an den Kleidungsstücken, daß es das Mädchen war, das mehrere Jahre bei D. gedient hatte und das er wollte in seine Heimath zurückgeschickt haben.

D., welcher wieder ruhiger geworden war, wurde jetzt zu seinem Hause geführt; aber er wollte um keinen Preis in den Keller. Endlich wurde er von starken Männern mehr hinunter getragen als geführt. Kaum aber erblickte er den Leichnam und die Gerippe, als er ausrief: „Führt mich hinweg, ich will ja alles gestehen!"

Das geschah, und nun, merkwürdiger Weise, völlig ruhig, gab er zu Protocoll: „Daß er mit dem Mädchen in verbotenem Umgange gelebt und die zwei Kinder, welche sie geboren, gleich nach der Geburt erdrosselt habe. Im letzten Sommer habe sie sich wieder Mutter gefühlt, aber nun, von Gewissensangst gefoltert, ihm auf das Bestimmteste erklärt, sie werde es nicht mehr zugeben, daß ihr Kind ermordet würde."

„Die Furcht, seine Schande offenkundig werden zu lassen, habe ihn darauf zum Aeußersten getrieben. Er habe sie in den Keller gelockt, sie durch einen einzigen Schlag mit dem Küfermesser erschlagen, und dann wie die Kinder in dem Keller begraben."

„Schon lange," sagte er ferner, „habe ihn sein Gewissen gemartert, aber er habe Kraft der Selbstbeherrschung genug gehabt, es vor den Augen der Welt zu verbergen, was er innerlich gefühlt. Damals aber, als der Freund bei dem dumpfen Rollen des Wassers unter dem Eise gesagt habe: „Das müsse ein schlechtes Gewissen eben so gut erschüttern können, als der Donner des Himmels," da sei er fast zusammengebrochen; da habe ihm immerwährend eine Stimme in die Seele gerufen: „Wie das

Wasser rauscht! Hörst du es, Verbrecher? Das wird dein Verräther!" Seitdem sei die Angst ob seiner Frevel nicht mehr von ihm gewichen; besonders seit der Miethsmann so bezüglich geredet habe, als müsse er darum wissen."

Dies Bekenntniß war niedergeschrieben und D. wurde nun in das Gefängniß gebracht. Das Gericht schrieb nicht nur in die Heimath des armen, unglücklichen Mädchens, sondern bestellte zwei geschickte Aerzte, welche D.'s Zustand beobachten sollten.

Bald kam aus dem nahen Auslande die Kunde, das Mädchen sei nie mehr heimgekehrt und die Aerzte bezeugten, D. sei völlig bei klaren Sinnen, was auch der Geistliche, der ihn besuchte, bestätigte. Er wiederholte sein Geständniß wörtlich und nun konnte das Gericht sein Urtheil fällen, was auf den Tod durch das Schwert lautete. Er hörte sein Urtheil mit großer Ruhe an; dankte seinen Richtern für ihre Milde und bereitete sich zum Tode vor. Gegen das Gesuch um Gnade strebte er sich mit aller Macht. Er wollte sterben.

Sein Haupt ist unter dem Schwerte des Scharfrichters gefallen.

Erkennst du, mein Leser, den Finger Gottes? Auch das rauschende Wasser, auf das ohne Beziehung und Arg der Freund D.'s hingewiesen, war ein Diener Gottes zur Rache über den Uebelthäter!

III.

Der Eulenruf.

Eine Geschichte.

In einem Dorfe im B.schen lebte ein junger Mensch, der ein ganz eigenthümliches Gewerbe trieb.

Von seinem Vater, der ein Weber war, aber im Herbste und Frühling auf einer dem Dorfe D. nahen Haide, wo viele Wachholderbeeren reiften, einen Vogelheerd hatte und viele Krammetsvögel fing, hatte er die Liebhaberei geerbt, Vögel zu ziehen und sie pfeifen zu lehren und zu allerlei Kunststücken abzurichten. Als sein Vater todt war, lebte er allein in seinem Häuschen, da er niemand mehr hatte, der ihm angehörte, stille und tadellos. Er fing auf dem Heerde die Krammetsvögel, die er in die nahe Stadt verkaufte und richtete Staare und Stieglitze ab, die er dann im Winter herum trug im Lande und jenseits der Grenze zu guten Preisen verkaufte. Dies eigenthümliche Geschäft warf ihm genug ab, um in bescheidener, zufriedener Einfachheit zu leben.

Die Staarmatze lehrte er allerlei schöne Liederweisen und lustige Stücklein pfeifen, auch wohl einzelne Worte schwatzen und die Stieglitze befestigte er vermittelst eines feinen Kettchens auf ein kleines Gerüste, das mehre halbkreisförmige Reife hatte, auf denen der Vogel sitzen konnte. Unten im vorstehenden Boden war ein Glas befestigt, darinnen das Trinkwasser sich befand. Vom obersten halbkreisförmigen Reife hing an einem feinen Kettchen ein kleiner Eimer, meist aus einem eisernen Fingerhute gemacht. Dies Eimerlein lernte der Vogel voll Wassers durch seinen Schnabel und sein Füßchen, womit er auf das Kettchen trat, heraufziehen, um zu trinken, wenn er

Durst hatte, und zur Seite ging ein Brettchen hinab, auf welchem ein kleiner Wagen auf vier Rädern stand, der wieder mit einem solchen feinen Kettlein konnte heraufgewunden werden. In diesem Wägelein lag das leckere Futter. Wie das Eimerlein, so lernte der Vogel auch das Wägelein heraufwinden, wenn er Hunger hatte. So grausam auch die Sache aussah, so war doch nur das Anfesseln des armen Thierchens das Grausame, denn das Heraufziehen des Wassers und Futters machte dem Thierchen keine Mühe. Wie es Peter Brunn, so hieß der Vogelsteller von O., anfing, daß die Thiere, die er doch im Herbste wild einfing, schon bis gegen Fastnacht das Kunststück prächtig gelernt hatten, das begriff niemand im Dorfe; so viele es ihm auch nachmachen wollten, sie brachtens nicht fertig.

Peter lachte nur dazu, lehrte es aber wohlweislich niemanden. Er hatte einestheils seine rechte Lust an der Erziehung und Unterweisung der Thierchen, anderntheils brachte es ihm ein leichtverdientes Stück Brot ein, denn vom Arbeiten hielt er nicht viel und gab darum auch die Leinenweberei bei Zeiten auf, um sich seiner Vogelabrichtung ungehemmt hingeben zu können. Hatte er nun im Frühling, wenn der Krammetsvögelstrich vorbei war, so ein Dutzend Wasserzieher, so befestigte er die kleinen Gerüste, auf denen sie festgekettet waren, auf eine leichte Trage und ging lustig ins Land hinein. Seine Hausthüre schloß er zu und den Schlüssel gab er dem ehrlichen Nachbar. Kam er dann wieder, so fand er alles in bester Ordnung wieder.

Weit und breit im Lande war der lustige Vogelhändler Peter allen sogenannten Vogelnarren und allen Buben bekannt, und mancher der letztern quälte so lange an Vater und Mutter, bis sie ihm beim Peter einen abgerichteten Stieglitz kauften.

Peter machte, als er einmal sah, daß seine Thierchen

überall beliebt waren, höhere Preise und brachte seine schöne Waare eben doch an den Mann. Er sah ein, daß er sich etwas ersparen könnte und dies machte ihn nur noch eifriger.

Auf seinen Reisen brauchte er wenig. Er nahm mit allem vorlieb und auf einem Bunde Stroh schlief er just so gut, und oft noch besser, als mancher auf weichem Pfühle. Ueberall in denjenigen Gegenden, wohin er seine Handelsgänge machte, hatte er seine befreundeten Wirthshäuser auf den Dörfern und die Wirthe nahmen ihn gerne um weniges auf, weil, wenn es im Dorfe hieß: „der Vogelpeter ist da!" die Bauern in Haufen ins Wirthshaus kamen. Peter besaß nämlich noch einige sehr beliebte Eigenschaften. Erstlich war er ein gar kunstreicher Sänger, steckte voller Lieder und sogenannter „Schnaderhüpfele," die er mit seiner glockenreinen Stimme wunderhübsch sang; sodann konnte kein Mensch so anmuthig erzählen, wie er. Er hatte den ganzen Kopf voll Gespenster-, Ritter- und Gott weiß, was für Geschichten, die den Bauern ein angenehmes Gruseln machten. Auch kam er weit und breit herum; hörte allerlei Mähren und Begebenheiten und trug sie in seiner meisterhaften Weise den staunenden Hörern vor.

Dabei fand Peter seine Rechnung; denn bald zahlte dieser ein Seidel Bier, bald jener und der Wirth war eben auch nicht übel dran dabei.

Peter war so bereits Jahre lang immer wiedergekommen und immer willkommen, wo er einmal gewesen war.

Er schien ein harmlos gutmüthiger Mensch zu sein; war von untersetzter, ungemein kräftiger Natur und an seinen sehnigen Armen konnte man es wahrnehmen, daß er eine außerordentliche Muskelkraft besaß.

So war er denn auch einmal wieder auf seinem Handel, und diesmal war er bei weitem nicht so fröhlich, als sonst, denn es ging schlecht mit seinem Verkaufe. Es hieß

überall, die Vögelchen würden, weil sie so sehr sich plagen und abarbeiten müßten, gar nicht alt.

Es war ihm gar nicht um's Singen, weil er so schlechte Geschäfte machte, und der Gedanke kam ihm: wenn's nun einmal gar nicht mehr ginge, und wenn er alt würde und nicht mehr wandern könnte, was dann aus ihm werden sollte?

Das war ihm denn doch gar schwer aufs Herz gefallen.

In solchen Gedanken lag er unter einem schattigen Baum und grübelte dem nach; da kam ein Mann daher, der ihm ein Viehhändler zu sein schien.

Es war ein ziemlich klein Männlein und auch nicht mehr jung, denn seine schwarzen Haare hatten schon die melirte Färbung, die man „Kümmel und Salz" zu nennen pflegt.

War der Mann auch müde oder wollte er gerne Gesellschaft haben, wer kann's sagen? Aber er setzte sich zu Petern und sagte: „Grüß' Gott, Vogelhändler! Ich mein', wir könnten selbander gehn?"

„Ist mir schon recht," sagte Peter mit freundlichem Gesichte, „wenn unser Weg dort hinaus geht." Er deutete damit in ein Thal, in welches er von der ansehnlichen Höhe, die er eben erst erstiegen hatte, hinabzusteigen gesonnen war.

„Das ist auch mein Weg;" versetzte der Alte.

„Seid wohl ein Viehhändler?" fragte Peter.

„Gerathen!" war des Alten Antwort. „Ich suche fettes Vieh im Lande, das dann andre holen."

„Das ist schon ein Geschäft, das seinen Mann besser nährt, als mein's mich," sprach Peter, „und ich bin doch von Eurer Zunft, nämlich ein Viehhändler."

Der alte Mann lachte herzlich und meinte, „das sei wahr. Er habe aber doch ein besseres Geschäft; denn der Einkauf seines Viehes koste nur fünf Finger und einen

Griff, ihn aber koste es viel Geld und wenn eins auf der Reise fallire, so sei das Geld verloren."

So in der Weise unterhielten sie sich und Peter vergaß bald seine trüben Gedanken und trostlosen Aussichten und plauderte wieder heiter und wohlgemuth, woran der Alte seine rechte Freude hatte.

Beide gefielen sich baßlich und setzten, als sie sich ausgeruht hatten, ihre Wanderschaft selbander fort in heiterem, fröhlichem Zwiegespräch.

Der Alte war auch kein Griesgram und Kopfhänger, wußte auch eine Menge Geschichten aus seinem Leben und seiner Erfahrung zu erzählen, daß beide bald recht vertraut waren und vom Wege kamen, und wußten nicht wie.

Abends saßen sie im wohlbekannten Wirthshause bei fröhlicher Bauerngesellschaft und der alte Viehhändler gewann den Peter ungemein lieb.

Die Nacht schliefen sie zusammen. Der Mond schien taghelle in das Stübchen und da der Viehhändler die üble Eigenschaft hatte, daß er im Schlafe einen Lärm machte, wie zwei Zimmerleute, die Balken schneiden, so erwachte mitten in der Nacht Peter, was sonst seine Gewohnheit gar nicht war.

Das Schnarchen des Alten ärgerte den Vogelhändler über die Maßen. Er konnte gar nicht einschlafen und warf sich in dem guten Bette bald auf die rechte, bald auf die linke Seite.

Endlich wollte er den alten Mann wecken und fühlte ihm an die Hüfte.

Da erschrak er aber ordentlich, denn der alte Mann hatte da eine dicke Wulst unter dem Hemde, die sich wie ein Stein anfühlte.

Das erregte Peters Neugierde in hohem Grade.

Was mag das sein? dachte er. Nun, fuhr er bei sich selber fort, was thuts? Der Alte schläft wie ein Sack und macht einen Spektakel wie ein trunkener Trom-

peter, der aus der Weise fiel. Du kannst ja einmal genauer fühlen. Wach wird er doch nicht.

Gedacht, gethan.

Wie erstaunt aber Peter, als das ein breiter, voller Geldgurt ist, in dem Kronthaler an Kronthaler liegt, den der Alte wohl aus Furcht, es möcht's einer herauswittern, auch Nachts nicht ablegte.

Nun konnte Peter vollends nicht mehr einschlafen.

Himmel! dachte er, das mögen leicht ein paar Tausend Gulden sein, auch noch mehr, wer weiß? Wer doch so glücklich wäre! Ich wandere durch's Land, alle Jahr zwei Mal; plage mich mit den Thierlein und was bring' ich heim? Zehn, fünfzehn, zwanzig Gulden, wenn's recht gut geht; aber dann darfs wahrlich nicht gehen, wie auf diesem, meinem jetzigen Gange, wo ich schon meine zehn Meilen von daheim weg bin, und habe erst einen Staarmatz und drei Stieglitze verkauft. Das sich Gott erbarm'!

Die vielen Kronthaler gingen ihm im Kopfe herum, und eh' er sich's versah, hatte ihn der Teufel versucht.

„Ich könnt's ihm abschnallen und mich fortmachen!" der Gedanke flog ihm durch den Kopf.

Pfui, das wär' gestohlen! sagte sein besseres Bewußtsein.

Und wenn ichs auch fertig brächte, sagte er dann wieder zu sich, so hälf's mir doch nichts; denn die Gensd'armen, die Rothkragen, die hätten mich am Kripps, ehe ich michs versähe, denn die Leute kennen mich hier, wie der Jäger seinen Hühnerhund, und durchgehen könnt' ich nicht so schnell. Ja, in D. würden sie mich doch wiederfinden. — Nein, Peter, belaste dein Gewissen nicht!

Er legte sich herum; aber schlafen konnte er nicht, denn der Viehhändler schnarchte, daß man ihn über drei Häuser weit hören konnte.

Wie der nur mit dem harten Ding um den Leib schlafen kann? dachte er. Obs denn wirklich so hart ist?

Er drehte sich wieder um, schob leise seine Finger zwischen den Gurt und die Haut des Viehhändlers, und fand, daß der Gurt auf der Seite, wo er an dem Leibe lag, weich gepolstert war.

Dank's ihm ein spitz Holz! sagte Peter zu sich. Da kann's kaum drücken und die Gewohnheit thut auch etwas dazu!

Es ist doch erstaunlich, fuhr er in seinen Gedanken fort, wie es in der Welt verschiedentlich ausgetheilt ist! Der hat Tausende von Gulden und du noch nicht von Kreuzern. Was thäts dem Alten, wenn du es ihm abnähmst? — Du wärst reich; brauchtest nicht mehr zu wandern; könntest heirathen und wärst ein gemachter Mann!

In diesem Augenblicke legte sich der Alte herum und es wurde stille.

Peter rührte sich nicht, aber seine Begierde schlummerte nicht mehr ein. Sie ließ ihm nicht Rast noch Ruhe.

Nach einiger Zeit fing der Alte wieder seine Musik an; erst leise und langsam; dann stärker und endlich wieder in voller Macht.

Daß Du auf dem Ortelsberge säßest mit Deiner Trompete! sagte Peter leise zu sich, — und ich Dein Geld hätte! setzte er hinzu. Er fühlte wieder nach dem Gurt und fand, daß er auf den Seiten und hinten viel dünner, vorn aber vollgepfropft war. Wer weiß, sagte Peter, der hat noch viel mehr und ich fühle deutlich auch Kleines. Das kann Gold sein! — Granaten! rief er in sich hinein, das macht noch viel mehr aus!

Er überlegte nun, schon vertrauter mit dem Gedanken an das Unrecht, wie er dazu gelangen könnte. Peter war ein schlauer Fuchs. Er erkannte, daß mit dem Stehlen nichts herauskäme, weil er unentdeckt nicht bleiben würde und bleiben könnte.

Es ist eine entsetzliche Sache, wie die Macht des

Teufels über ein Menschenherz wächst, wenn einmal die Begierde die Handhabe ist. Anfänglich erschrak Peter vor dem Diebstahl, jetzt ist's ihm schon nicht mehr so viel. Die Begierde ist jetzt mächtiger geworden. Er entwirft sich ein Bild seines Lebens, wenn er das Geld hätte. Er würde zunächst wieder Leineweber und bliebe daheim; könnte seinen Seidel Bier trinken, wie andere auch; freite ein hübsches Mägdlein; könnte dann nach und nach und ganz langsam mit seinem, anfänglich geheim zu haltenden Schatze herausrücken, Acker kaufen, Vieh anschaffen, ein reicher Bauer werden! Dann würde er im Dorfe geehrt und geachtet; könnte aus einer Meerschaumpfeife rauchen, brauchte wenig zu arbeiten, weil er Knechte und Mägde halten könnte — kurz, das Bild wurde immer schöner und mit ihm wuchs die Begierde. Ich brauchs ihm ja heute nicht zu nehmen, sagte er zu sich. Ich will mir's überlegen! Es kam bis zum Tage kein Schlaf mehr in sein Auge, und als nun endlich die ersten Strahlen der Morgenröthe kamen, weckte er den Alten und sie standen auf.

Beim Frühstück sagte Peter zu ihm: „Ihr kriegt mich aber nicht mehr zum Schlafkameraden, denn Ihr macht einen abscheulichen Lärm mit Eurem Geschnarche.“

Der Alte lachte. „Es haben mir's schon mehr Leute gesagt, aber ich kann nichts dafür. Ich schlafe so tief, daß ich nichts höre, ja es könnte mich, glaub' ich, einer forttragen, ich würde nicht erwachen.“

Das merkte sich Peter. Sie wanderten den Tag wieder zusammen, aber keiner von beiden erreichte sein Ziel; der Viehhändler fand kein fettes Vieh, und der Vogelhändler setzte keine Vögel ab.

Grade dies Unglück im Geschäfte stachelte Peters Begierde aufs neue auf. Der Gedanke, den Alten todtzuschlagen, kam in einem dunkeln Walde zum ersten Male in seine Seele. Er schauderte nicht mehr davor zurück, vielmehr sah er darin das alleinige, zureichende Mittel, sich

des Geldes zu bemeistern und dies machte den Entschluß fest und reif.

Abends kamen sie in ein armes Dörfchen. Das Wirthshaus war sehr klein. Der Wirth hatte viele Kinder und wenig Raum, daher es denn kam, daß er nur ein einziges Stüblein hatte, wo ein Bette für Fremde stand, das selber sehr elend und dürftig war. Dies Stüblein war so übel bestellt, daß es an der einfachen Bordthüre nicht einmal einen Riegel und ein Schloß hatte. Ein paar Kisten standen außer dem Bette darin, die auch als Stühle und Bank dienen mußten und an großen Nägeln hingen die Stränge, welche die Hausfrau spann, auf dicken Klumpen.

Als beide zu Nacht gegessen, sagte Peter, der in dem Hause wohl bekannt war: „Bei Euch schlaf' ich aber heute Nacht nicht, und wenn ich noch so viel Lohn dafür bekäme. Ihr habt mir die letzte Nacht abgeschnarcht; nun will ich auch einmal schlafen, und ich glaub', ich thue einen Riß herunter, daß es eine Art hat."

So wies denn der Wirth dem Viehhändler das Stüblein an und Peter ging in die Scheuer, wo ihm die Leute Heu vom Schober genug herunterwarfen und er sich hineinwühlen konnte, wie ein Kaninchen in den Boden.

Wer aber nicht schlafen konnte, war Peter. Den ganzen Tag über hatte er den Gedanken herumgedreht, wie er zu dem Gelde kommen könnte und sah keinen Weg, als den, den Viehhändler todtzuschlagen.

Das kannst du hier am besten! sprachs in ihm und er sprang gegen ein Uhr auf, schüttelte das Heu sorgfältig ab, that seine Schuhe aus und schlich die Treppe hinauf, wo der Viehhändler schlief. Schon auf dem Gange hörte er ihn schnarchen.

Er stand noch ein Mal stille und es überlief ihn ein Schauder; aber schnell war's vorüber und, das Geld, das Geld, klangs ihm in den Ohren. Er trat ein. Alles

ringsum stille. Nur ein abscheulich Käuzlein schwirrte um das Fenster und rief: „Kiwick! Kiwick!“ Der Mond schien taghelle durch das kleine Fenster.

Schnell warf er sich auf den Alten, drückte ihm mit der Riesenkraft seiner Faust die Kehle zu. Wie auch der alte Mann rang, gegen diese Kraft vermochte er nichts. Immer mehr ließ seine Kraft unter der eisernen Faust Peters nach, der ohnedem das Kopfkissen über des alten Mannes Gesicht gezogen hatte, bis er endlich erlag unter dem riesigen Drucke.

Und fort und fort hielt ihn Peter, bis er das Erkalten der Leiche fühlte. Jetzt schnallte er ihm die Geldkatze ab, entkleidete sich und schnallte sie sich um die bloße Hüfte, und als er sich angekleidet, dachte er, was mach ich nun mit ihm?

Da sah er das Garn. Rasch löste er einen Strang, schlang einen Knoten um des Alten Hals, faßte den Leichnam und trug ihn hinter die Thüre, wo er an die Angel den Strang befestigte.

Da, sagte er, so meinen sie, er habe sich selber gehängt!

Seinen Beutel, seine silberne Uhr, seine Brieftasche, alles ließ er wohlweislich unberührt und schlich, unbemerkt, wie er gekommen war, wieder hinab in die Scheuer in sein Heu.

Entsetzliches Räthsel der menschlichen Natur! So lange die Begierde seine Seele beherrschte, schlief er nicht; jetzt, wo er die Schandthat begangen, wo die Schuld auf seiner Seele lag, jetzt schlief er ein und schlief hart und fest, bis er plötzlich geweckt wurde. Es war schon taghelle, da schrie ihm jemand in die Ohren:

„Peter! Peter! steht auf! Der Viehhändler hat sich erhängt!“

Peter rieb sich die Augen und fragte: „Was redet Ihr für tolles Zeug? Er war ja noch gestern Abend so fröhlich?“

„Thut nichts! Kommt und sehet!“

Er raffte sich auf und eilte mit ihnen hinauf. Da hing der alte Mann hinter der Thüre und war todt.

„Geschwind,“ rief Peter, „ruft den Vorstand, da muß ein Protocoll gemacht werden! Auch das Dorfgericht rufet!“

Während dessen gingen sie hinab und redeten viel hin und her, was den Mann könnte zu der That bewogen haben; aber sie kamen damit um nichts weiter.

Bald kam der Schultheiß, das Dorfgericht. Der Alte wurde abgemacht und untersucht. Er war starr und kalt, wie ihn schon der Wirth gefunden hatte; aber er hatte seine Uhr in der Tasche; im Sacke seinen Beutel, darin noch etwa zwölf Gulden, in Zwei- und Ein- und ein halb Guldenstücken, sich befanden. In seinem Wamms steckte seine Brieftasche, worin geschrieben stand, welches Vieh er gekauft und wie viel Draufgeld er bezahlt. An eine Gewaltthat war gar nicht zu denken.

Gegen Mittag kam das Gericht aus der Stadt und der Doctor. Er wurde untersucht, dann alles zu Protocoll genommen und Peter befragt, ob er nicht vielleicht tiefsinnige Gedanken geäußert habe. Peter sagte: Der Mann sei vor zweien Tagen da und da zu ihm gekommen. Sie seien mit einander bis zu dem Dorfe, wo sie zuletzt übernachtet, gegangen. Da habe der Mann allerdings viel geklagt über die arge, schlimme Welt und wie es dem nur alleine wohl sei, der's überstanden habe. Er, Peter, sei solchen trübsinnigen Gedanken abhold. Er habe darum angefangen lustige Geschichten zu erzählen und das habe die Folge gehabt, daß der Alte munter geworden sei. Im Wirthshause aber habe er Abends zu ihm gesagt, es kämen ihm oft Nachts so beängstigende, schwere Gedanken; ob er nicht bei ihm schlafen wolle? Das habe er gerne gethan, aber er habe ihm am Morgen gesagt, er werde bei ihm sein Lebtag nicht mehr schlafen, denn er

schnarche so entsetzlich, daß er die ganze Nacht kein Auge habe zuthun können.

„Das ist wahr," fiel ihm der Sohn des Wirthes in die Rede. „Der alte Mann hat mir nebenan geschlafen, aber solchen Lärm gemacht, daß ich erst vor zwölf Uhr eingeschlafen bin und daher mag es auch kommen, daß ich nicht gehört, als er aufstand, weil ich nun zu fest einschlief."

„Dasselbe," fuhr Peter fort, „hab' ich ihm gestern Abend in der Wirthsstube gesagt, als er wieder bat, ich möge doch bei ihm schlafen."

„Nun hat mir des Wirths Sohn ein Heulager in der Scheuer gemacht und da hab' ich denn einmal schlafen können. Hätt' ich aber denken sollen, der arme Mann führe solche Gedanken, so hätt' ich freilich mich wieder zu ihm gelegt."

Der Landrichter nahm das alles zu Protocoll, nahm Geld, Uhr und Brieftasche mit und dann wurde der Mann begraben und Peter zog gutes Muthes von dannen.

In einem dichten Walde zählte er sein Geld und siehe da, es waren mehr denn achtzehn hundert Gulden in Gold und weniges in Silber. Peters Herz hüpfte vor Freude; — aber das fiel ihm doch aufs Herz, daß die daheim, von denen der alte Mann ausgegangen, um den Gurt und seinen Inhalt wissen müßten. Da werde er denn doch wohl noch ins Gedränge kommen.

Er wandte sich nun schnell nach Hause und sagte dort, er wollte sich in einem andern Theile des Landes niederlassen, wo sein Geschäft besser gehe.

Da sich nun gerade jemand fand, der sein Häuslein kaufen wollte, so ließ er's versteigern, sammt Hab und Gut; verhandelte die Summe gegen einen tüchtigen Nachlaß und machte sich mit allen Vögeln, die er noch hatte, auf, und wanderte nach Oesterreich hinein.

Er hatte sich daheim fortgemacht so zwischen Tag und

Dunkel, daß es niemand merkte und wußte, auch nicht, wohin er sich gewendet. Und es war gerade, als hätte es ihm geschwant, denn er war kaum acht Tage aus dem Lande, da kam ein Verhaftsbefehl vom Landrichter. Die Bauern zu D. rissen die Augen auf und fragten, was doch der Peter möge malefizirt haben; aber das wußte fürs erste niemand, und er war fort. Der Landrichter verfolgte seine Spur, aber die war bald verloren, denn er war so schnell er konnte der Donau zugewandert, setzte sich auf ein Floß, wie es da für Leute seines Standes und auch noch für andere üblich ist, und fuhr diesen Strom hinab bis Wien, und da verdingte er sich in einer Vorstadt in so ein Wirthshaus, wo die Frachtfuhrleute, Handwerksbursche, Orgelmänner und dergleichen Leute einkehren, als Hausknecht. Er hatte es ganz gut da, aber eins machte ihm das Leben sauer. Sein Schlafstüblein lag oben im Dache, und nicht weit davon stand eine uralte Kirche, die einen hohen altersgrauen Thurm hatte, darinnen die Käuzlein hausen. Da flog denn alle Abende, wenn er Licht in das Kämmerlein brachte, so eine Eule um sein Fenster herum, die „Kiwick! Kiwick!" rief, wie es die dazumal machte, als er — —. Er schauderte zusammen bei dem Gedanken an jene Nacht und der Geldgurt des Viehhändlers, den er noch unberührt um seine Hüften trug, brannte wie glühend Feuer.

In Peters Heimath, wie in andern Gegenden Deutschlands, knüpfte sich an diesen Eulenruf noch der besondere Aberglaube, dieser Kauz sei der Todtenvogel, und sein Ruf laute: „Komm mit! Komm mit!" Und weil damals — des Viehhändlers Tod von seiner Mörderhand erfolgte, so klang des Käuzleins Ruf wie der Todtenruf in seine Seele hinein, und er sah das Gericht Gottes seine Hand nach ihm ausrecken.

Er scheuchte das Thier oft weg, aber es schwirrte immer wieder mit seinem Schreckensruf um das Fenster.

Er steckte zuletzt kein Licht mehr an, weil er hoffte, das Thier werde nun wegbleiben; doch das half nichts. Es war wie gebannt an die Stelle, und oft setzte es sich noch auf das alte, hochgiebelige Haus, gegen dem des Wirthes über, und ließ seinen Ruf die halbe Nacht erschallen.

Da war an Ruhe und Schlaf nicht mehr zu denken, und die Qual in seinem Gewissen ließ ihm keine Rast.

Er gab den Dienst auf und bekam einen in einem Hause in der innern Stadt. Dort war zwar kein Käuzlein, aber er meinte immer, er höre es doch, und allemal sah er dann den alten Mann an dem Strange hinter der Thür hangen und der Gurt brannte wie glühend Feuer, und seine Haare sträubten sich, und allein konnte er es gar nicht mehr aushalten.

In dem Hause lernte er ein Nähmädchen kennen und gewann sie lieb und sie ihn. Er dachte, seine Angst und Qual würde sich verlieren, wenn er einmal jemand um sich und den Geldgurt vom Leibe habe, den er aus Furcht, es möge ihm das Sündengeld entwendet werden, gar nicht abthat. Er sagte dem Mädchen, wie viel er im Vermögen habe, und wie sie sich ein Häuschen kaufen wollten, und das stand dem Mädchen schon an. Sie heiratheten sich auch und kauften sich in einer andern Vorstadt, wo weit und breit kein Thurm war, ein kleines Häuschen, richteten ihre Haushaltung klein und rein ein und begannen zu hausen. Da das Geld auf das Häuschen und die Einrichtung drauf ging, so nahm er den Gurt und warf ihn in die Donau, daß es niemand sah, und athmete zum ersten Male seit langer Zeit frei auf.

Seine junge Frau nähte fleißig und verdiente ein schönes Geld, aber sie war entsetzlich genau und habgierig und sagte immer: „Ich verdiene alle Tage Geld; du aber verdienst fast nichts, denn der Taglohn kommt selten. Kannst du denn kein Gewerbe?"

„Ich bin ein gelernter Leinenweber," sagte er mürrisch,

„aber wo soll ich in dem Stüblein den Webestuhl hinstellen? Und dann ist's auch leider ein Handwerk, bei dem man, wenn man auch noch so fleißig ist, kaum das Wasser, zu geschweigen das Bier verdient."

„Besser geleiert, als gefeiert," sagte die Frau. „Einen Webestuhl können wir schon kaufen und auch stellen."

„Ich wüßt etwas Besseres," sagte Peter. „Ich hab mich früher damit wohl ernährt, Vögel abzurichten; Staarmatze, die ich pfeifen und schwatzen lehrte, und Stieglitze, die ich zum Wasserziehen gewöhnte und so."

Er mußte seiner Frau das erklären, und sie meinte, das würde in Wien schon etwas Schönes abwerfen, denn so etwas kenne man da gar nicht.

Peter bereitete sich nun Vogelleim und ging an den Kahlenberg, wo Stieglitze in Menge waren. Er fing eine gute Zahl ein, kaufte sich Käfige für ein Billiges und machte sich daran, solche Stühlchen zu fertigen, um die Thiere darauf zu setzen und abzurichten. Nun hingen bald die Stube und selbst die Obertheile der Fenster voll davon, und die Frau hatte selber ihre rechte Freude daran, wie er sie so geschickt zu lehren wußte. Er verschaffte sich Staarmatze und Blutfinken oder Dompfaffen, wie sie auch heißen, und lehrte sie pfeifen. Als er nun seine Thierlein herum trug, wurden sie gerne gekauft und er verdiente viel Geld mit der Sache; allein die an den Fenstern hängenden Vögel lockten die Käuzlein an und noch nicht viele Abende, nachdem er seine Vögel hatte, hörte er wieder das schreckliche: „Kiwick! Kiwick!" Und die alte Qual, die er nun bald überwunden zu haben glaubte, kam wieder und ärger als früher.

Zu dieser gesellte sich aber noch eine. Seine Frau zeigte sich bald als ein recht bissiges Hauskreuz. Keifen und Zanken war ihr liebstes Geschäft, und das begann Morgens und endete nicht immer Abends, meist erst, wenn der Schlaf die böse Zunge zur Ruhe gebracht. Wollte

dann Peter einschlafen, so tönte gellend der Eulenruf an sein Ohr, die Eule mochte schreien oder nicht, und er sah den Viehhändler am Garnstrange hängen, er fühlte ihn zucken unter seiner würgenden Faust. War er ermattet in einen unruhigen Schlummer gesunken, so fuhr er, von solchen Träumen geängstigt, auf. So ist ihm das Leben eine Qual gewesen, und der Gedanke an den Tod erfüllte ihn vollends mit Entsetzen.

Er würde unmöglich diese Doppelqual lange mehr haben ertragen können, wenn nicht der Tod seine Frau von ihm genommen hätte.

Er hatte bei seiner Verheirathung arglos das Haus auf den Namen seiner Frau setzen lassen, weil sie um vieles jünger war, als er. Daran hatte weder er noch sie gedacht, daß sie vor ihm sterben könnte. Kaum war sie todt, so erschienen ihre Verwandte und Angehörige und machten, da weder Kinder da waren, noch ein Testament vorlag, Ansprüche an das Haus. Peter erschrak. Gutwillig wollte er sich nicht fügen. So kam es zum Prozesse, den er verlor, dessen Kosten vollends den Rest der Habe wegnahmen und — arm und hülflos stand er da, betrogen um das Geld, für das er seine Seelenruhe verloren hatte!

Ohne zu wissen wohin? ohne einen bestimmten Zweck im Auge zu haben, verließ er Wien und wanderte, als sein bischen Geld ausgegeben war, bettelnd durch die Welt. Die Folterqualen des Gewissens wuchsen von Minute zu Minute. Eine unsichtbare, innere Gewalt zog ihn zu dem Schauplatze seiner Mordthat.

Es war ihm, als ob er dort Erleichterung finden könnte. Seit den Jahren seiner Abwesenheit hatten ihn Leiden und Qualen sehr verändert. Er war alt geworden in kurzer Zeit. So dachte er auch, es würden ihn die Leute nicht mehr kennen.

Warum er zu der Stätte seiner Frevelthat gehe,

wußte er selber sich nicht klar zu machen. Es war, als ob ihn jemand dahin zöge.

So wanderte er in der größten Noth und Armuth fort, bettelte sein Brot, bettelte die Kleidung, seine Blöße zu bedecken, und immer hörte er, wachend und im Traume, des Käuzleins schauerlichen Ruf, und in der Brust ruhete nicht die Stimme, die das dreifache Wehe! über ihn rief.

Endlich erreichte er die Gebirgslandschaft. Er wandelte an dem Strome hin, der seine Heimath durchfloß. Die Erinnerung an die Zeit, welche noch so glücklich dahin floß, ehe die schwere Last der Schuld seine Seele drückte, kam mit Macht zurück.

Als er auf jener Höhe unter demselben Baume saß, wo so harmlos und freundlich der Erwürgte sich an ihn anschloß, da brach er in ein lautes Weinen aus. Seine Schandthat stand in ihrer ganzen Größe vor ihm. Er raffte sich mit Hast auf und eilte vorwärts und kam mit sinkender Nacht in das Wirthshaus, wo er den Mord begangen. Da saß er zitternd im Dunkel der Stube und fragte sich: „Was will ich nun hier?“

Plötzlich trat der Wirth mit dem Lichte heran, leuchtete ihm ins Angesicht und rief: „Peter, wo kommst du her? Wie siehst du aus?“

Da ergriff ihn die Qual der Hölle, ihre Angst und ihre Schrecken.

„Seht Ihr mir's an, daß ich den Viehhändler erwürgt, bestohlen und aufgehängt habe?“ schrie er. „Es muß herunter von der Brust! Ich ertrag's nicht mehr länger!“

Der Wirth prallte voll Entsetzen zurück vor dem entstellten Gesichte. „Bist du wahnsinnig?“ rief er.

Aber Peter verlangte den Schultheiß. Dieser kam, und er legte das Geständniß seiner Schuld ab.

Noch in der Nacht wurde er zum Landrichter geführt

und in das Gefängniß gebracht. Er wiederholte sein Geständniß und der Urtheilsspruch ließ nicht auf sich warten. Er erlitt den Tod durch den Nachrichter, aber er starb reuig und bußfertig.

IV.

Wie es um der Menschen Urtheil steht.

Eine Geschichte.

Wie es um das Urtheil der Menschen stehet, das könnten wir nun wohl schon aus so vielen Erfahrungen des eigenen Lebens wissen, nämlich daß der äußere Schein es oft besticht; daß Vorurtheil und Leidenschaft es oft trüben; daß in Summa Sündhaftigkeit und Kurzsichtigkeit es häufig zum Falschen leiten; aber ich möchte euch, liebe Leser, in der nachfolgenden Geschichte es recht klar vor Augen stellen, wie wahr auch in Bezug auf das schnelle Aburtheilen des Herrn Ausspruch und wie warnend er ist: „Urtheilet und richtet nicht.“ Zugleich aber wird sie euch wieder den Finger Gottes zeigen, der dem unschuldig Leidenden ein so reicher Trost, dem Schuldbelasteten ein steter Schrecken sein muß. Was ich euch erzähle, ist eine wahre Begebenheit, die ich aus französischen Blättern geschöpft habe.

In der Nähe der Stadt Grenoble in Frankreich lebte auf einem Dorfe ein Bauer Namens Türk. Er war nicht eben reich zu nennen, doch auch nicht gerade arm. Er hatte drei Söhne und eine Tochter, die ihm arbeiten halfen, und durch ihren Beistand mochten sich seine Vermögensumstände um ein Bedeutendes gebessert haben. So schien es wenigstens zu sein.

Leider konnte von dem Leben im Hause und der Familie des Türk nichts Rühmliches gesagt werden. Der Friede, der ernährt, wohnte nicht bei ihnen; die Gottesfurcht, die zu allen Dingen nütze ist und Heil und Segen bringt, kannten sie nicht. Unfriede, Fluchen, Zürnen, Schimpfen, das herrschte im Hause. Wie konnte da ein glückliches Familienleben gedeihen? Wie stand es da um die Erziehung der Kinder in der Zucht und Vermahnung zum Herrn? Leider stand es um beides schlimm! Achtung und Vertrauen genoß die Familie nicht. Daß sie Wilddiebe waren und Schmuggelei oder verbotenen Schleichhandel trieben, flüsterte man sich zu, weil man es freilich nicht beweisen konnte, und aus Furcht vor ihrer Rache nicht wagte.

Die Zwistigkeiten und Streitigkeiten in der Familie Türk mehrten sich noch, als der jüngste der Söhne mit einem sonst braven Mädchen in Valjaufrey einen Umgang begann, den der Vater nicht leiden wollte. Der Sohn bestand indessen darauf, das Mädchen zu heirathen und that es auch gegen den Willen der Eltern, die ihm verboten, jemals ihre Schwelle wieder zu betreten. Jacques Türk zog nach dem Orte Valjaufrey und begann einen Hausirhandel mit allerlei kurzen Waaren und Schmucksachen, wie ihn die Winterberger in Westphalen heutigen Tages durch ganz Deutschland und weit über seine Grenzen hinaus durch Dorf und Stadt treiben.

Anfänglich durchzog er nur die Nähe, dann aber wanderte er auch in andere Theile Frankreichs und ließ sich seine Waaren an bestimmte Orte nachschicken.

Anfänglich trug er den Kasten, worin er die tausenderlei Sachen und Sächelchen hatte, auf dem Rücken; aber, als der Vortheil, den er errang, es ihm möglich machte, führte er ein Maulthier, das in zwei gewaltigen Tragkörben seine Waaren von Ort zu Ort brachte, und kam oft erst nach einem halben oder gar dreiviertel Jahren wie-

der heim, wo er dann allemal einen schönen Profit mitbrachte.

Seine Eltern und seine Brüder, die sich indessen auch verheiratheten, kümmerten sich nicht um ihn, und er nicht um sie, und das feindselige Verhältniß milderte sich nicht im Laufe mehrerer Jahre.

Der alte Türk hatte sich um das Jahr 1805 einen schönen jungen Maulesel angeschafft, dessen er sich manchnichfaltig bediente. Das Thier zeichnete sich durch Stärke und Ausdauer besonders aus.

Eines Morgens im Winter von 1805 auf 1806 kam Türk zu dem Stalle, worin das Maulthier stand, um ihm sein Morgenfutter zu bringen. Mit Schrecken und Zorn fand er den Stall, der etwas entfernt und hinter dem Hause lag, leer. Anfänglich meinte er, es habe sich jemand den schlechten Spaß machen wollen, ihn zu necken; er erkundigte sich überall nach seinem Thiere, allein kein Mensch wußte etwas davon. Bald genug stellte es sich fest, daß der Stall erbrochen und das Maulthier gestohlen worden sei.

Wie es nun in der Welt zu gehen pflegt, daß die Leute denen, gegen welche sie feindselige Gesinnungen hegen, gerne alle Schuld aufbürden, so waren auch die sämmtlichen Hausgenossen Türks unbedingt der Meinung, ihr Sohn und Bruder Jacques zu Valjaufrey, der gerade um diese Zeit wieder mit seinen Waaren in die Ferne gezogen war, habe das Maulthier gestohlen, um sich einen Theil des väterlichen Erbes selber zu nehmen, das ihm hartnäckig verweigert worten war.

Der wildeste Zorn und Grimm dieser rohen Menschen, besonders des Vaters und der beiden Brüder, brach aufs ungestümste los. Man konnte Worte und Drohungen im Hause und außerhalb desselben hören, die einem die Haut schaudern machten, und die geeignet waren, bei etwaiger persönlicher Begegnung mit Jacques das schlimm-

ſte befürchten zu laſſen. Indeſſen war Jacques fortgezogen, und man würde im Dorfe die Sache vergeſſen, in der weiteren Umgebung nichts davon erfahren haben, wenn nicht eine grauſige Begebenheit die Aufmerkſamkeit darauf gelenkt hätte.

In der Gegend von Grenoble liegt der Berg Ramas, bekannt durch ſeine bedeutende Höhe, durch die viel benutzte Straße, welche über ſeinen Gipfel führt und durch die Gefahr, welche bei dem jähen Abfall ſeiner Felswände im Winter die häufig vorkommenden Lawinen den Reiſenden bringen.

Es verging faſt kein Winter, wo nicht auf dem Wege über den Ramas irgend jemand im Schnee verunglückte, beſonders bei Schneefällen mit Sturm, oder wenn Thauwetter eintrat und die Lawinen rutſchten. Da war es faſt gerade wie in den Alpen der Schweiz. Wer die Reiſe nicht machen mußte, der hütete ſich wohl davor, über den gefürchteten Kopf des Ramas zu gehen.

Es war im Vorſommer des Jahres 1806, als Knaben, welche ihre Ziegen an den grünen Matten und Halden des Ramas weideten, mit Entſetzen in das Dorf gelaufen kamen und erzählten, an einem der ungeheuer jähen Abhänge, unterhalb der Ramasſtraße, liege ein todter Mann, der aber ſchon gar übel rieche.

Die ganze Bevölkerung eilte hinaus, nur die Familie Türks nicht. Man beſah den Leichnam und ein leiſes Murmeln ging durch die Menge. Der Leichnam trug die in Valjaufrey übliche Kleidung; das bläulichgrüne Mancheſterwamms und die Hoſen von demſelben Stoffe, darüber das blaue Hemd, dort Blouſe, bei uns Kittel genannt. Obgleich das Geſicht völlig unkenntlich und von Inſecten bereits theilweiſe zerſtört war, ſo wurde doch der Name „Jacques“ leiſe und mit Entſetzen genannt; denn er hatte das weiche, braune Haar, das Jacques Türk hatte und — noch ein Kennzeichen und ein bedeutendes ward geltend

gemacht: Jacques Türk's linker Fuß war etwas stark nach der linken Seite, also auswärts, von Jugend auf verdreht gewesen, was ihm am raschen Gehen hinderlich war und durch welchen Umstand, da auch das Bein schwächer war, als das andere, er etwas weniges hinkte; und auch dies Kennzeichen traf zu. Erst leise, dann lauter, endlich ohne Rückhalt sprach sich die Stimme des Volkes aus, der Verunglückte sei Jacques Türk von Valjaufrey. Schnell war die Zunge nun auch mit der Art des Todes fertig. Man kannte den Haß der Türk's gegen Jacques; man hatte die Drohungen aus dem Munde des Vaters und der Brüder gehört; es war also bei dem großen Haufen, der überall nur Verworfenes zu finden geneigt ist, kein Zweifel mehr, daß diese ihrem Sohne und Bruder auf dem Ramas aufgepaßt, und Rache an ihm nehmend, ihn in den jähen Abgrund gestürzt hätten.

Nach dem Gesetze durfte niemand die Leiche berühren, bis der Maire (Bürgermeister) und Friedensrichter, nebst dem Gerichtsarzte an Ort und Stelle den Thatbestand erhoben hatten. Bereits war ihnen die Mittheilung gemacht und schon am Mittage des Tages, an welchem die Ziegenhirten die Leiche gefunden, wurde an Ort und Stelle die Leichenschau vorgenommen. Da Valjaufrey sehr nahe war, so hatte sich auch das grausenhafte Gerücht dorthin verbreitet. Der Maire und Friedensrichter hatten es vernommen und sie brachten die jammernde Frau Jacques Türk's mit, um die Richtigkeit der Person festzustellen. Da ihr Mann oft seltsame Kreuz- und Querzüge machte, so konnte Frau Türk nicht mit voller Gewißheit die Behauptung aufstellen, daß er nicht über den Ramas gezogen sei. Sie hatte auch schon sehr lange, seit seiner Abreise, keine Nachrichten von ihm. Als sie die Leiche sah, brach sie in lautes Jammern aus, denn allerdings war er so gekleidet gewesen; es war seine Gestalt, sein Haar, sein Fuß; dennoch regten sich Zweifel in ihrer Seele. Sie

sagte zu dem Richter: Ihr Mann habe eine große und tiefe Narbe an der rechten Schulter und habe ihr gesagt, daß sie von einem Sturze in den Felsen seiner Heimat herrühre; er möge doch nachsehen lassen. Dies geschah und — richtig! Die Narbe fand sich klar und bestimmt vor, wie die Frau sie bezeichnet.

Nun schien der letzte Zweifel gehoben, daß man die Leiche Jacques's gefunden habe, und das Gerücht über die meuchelmörderische Art seines Todes trat in seine volle Bedeutung ein. Auffallend war es ohnehin genug, daß niemand aus Türk's Hause sich die Mühe genommen, die Leiche zu besichtigen, während das ganze Dorf hinausgeströmt war.

Die Verdachtsgründe mehrten sich in dem Maße, als Leute auftraten, welche jener schrecklichen Drohungen gegen Jacques sich erinnerten, die die Türk's ausgestoßen, als ihnen das Maulthier entwendet worden war.

Von der Leichenschau begaben sich daher die Beamten zu Türk's Hause, wo sie die drei Männer in häuslicher Beschäftigung fanden. Sie wurden gefangen genommen und das Haus wurde gründlich durchsucht, ob man nicht irgendwo Spuren von den Waaren fände, welche Frau Türk von Valjaufrey genau bezeichnen konnte und die Jacques in den Tragkörben seines Maulthiers mit sich genommen hatte. Man fand indessen nicht das mindeste; doch erregte ein Messer, das alte Blutspuren zeigte, die Aufmerksamkeit der Beamten um so mehr, als sich in den noch erkennbaren Theilen des Gesichtes der Leiche Schnitte zeigten, die so scharf waren, daß man mit Grund vermuthen zu können glaubte, sie seien ihr mit einem scharfen Werkzeuge beigebracht worden.

Die drei Verhafteten wurden mit der Leiche zusammengebracht; aber sie betrachteten sie ruhig; äußerten ihre gerecht scheinenden Zweifel, daß es ihr Sohn und Bruder Jacques sei und leugneten hartnäckig, etwas von dem Tode

der Leiche zu wissen. Auf die Frage: Warum sie nicht mit dem Strome der Neugierigen auf den Berg gegangen seien, erwiederten sie trotzig: Sie seien nicht neugierig nach solchen Dingen, und ihre Geschäfte, durch welche sie sich ernähren müßten, ließen ihnen nicht zu, müßig umher zu schlendern. Wer dazu Lust trage, möge es nach Belieben thun, sie hätten einen Beruf dazu nicht gefühlt und seien deßhalb bei ihrer Arbeit geblieben.

Die Verhafteten betheuerten ihre Unschuld aufs heiligste, allein es lagen so wichtige Verdachtsgründe gegen sie vor, daß sie der Richter in das Gefängniß abführen ließ.

Grenzenlos war der Jammer ihrer Familien; allgemein aber der Zorn der Bevölkerung gegen die Unmenschen, die an das eigne Kind, an den eignen Bruder die meuchelmörderische Hand sollten gelegt haben.

Die Frau des Jacques Türk in Valjaufrey betrachtete sich als Wittwe, trauerte tief und herzlich um ihren Mann, den sie lieb gehabt, und ließ die herkömmlichen Trauergottesdienste und Todtenämter halten, während der Prozeß eingeleitet wurde vor dem Gericht von Grenoble und die nächste Geschwornensitzung den Proceß aburtheilen sollte, welcher durch seine schauderhaften Umstände das größte Aufsehen im Lande machte und die allgemeinste Theilnahme in Anspruch nahm.

Während der Vater und die Söhne im Gefängnisse saßen, besuchte sie ein frommer, würdiger Geistlicher, dessen Wort auf diese erstorbenen Herzen wohlthätig wirkte. Sie kamen zur Erkenntniß ihres bisher geführten gottlosen Lebens; aber aufs bestimmteste leugneten sie ihre Schuld an dem Tode des Mannes, der Jacques Türk sein sollte. Vergeblich redete der Geistliche über diesen Fall ihnen in das so sehr erregte Gewissen und sie schwuren, unschuldig an dem ihnen aufgebürdeten Verbrechen zu sein. Der Geistliche selbst kam zu der Ueberzeugung, daß sie die Gefangenschaft unschuldig litten und tröstete sie, wenn dies,

wie er nun kaum selber zweifeln könne, nicht der Fall sei, so werde die Hand des Herrn über ihnen sein und ihre Unschuld an den Tag bringen. Darum, schloß er, sollten sie mit ihm aufs innigste beten und es dann vertrauensvoll dem anheim geben, der gerecht richte.

In dem Hause des alten Türk war unbeschreibliches Leid. Die alte Mutter war trostlos, denn sie hatte ja einen Sohn verloren, den ihre Seele lieb hatte, trotz des Zerwürfnisses zwischen ihm, dem Vater und den Brüdern, und an seinem gräßlichen Tode sollten sie die Schuld tragen; die Schwiegertöchter jammerten um ihre Gatten, die Väter ihrer hülflosen Waisen; die Tochter stand auf dem Punkte, sich mit einem braven Jüngling zu vermählen, der aber nun sich zurückzog, wo ein so greuliches Verbrechen den Namen und die Familie, der er sich verbinden wollte, brandmarkte. Sie sahen sich verstoßen von aller Welt, verlassen von ihren nächsten Verwandten und Freunden, gehaßt, verabscheut, verfolgt! — Die Lage der Armen, die ja ohnehin, selbst wenn die Männer das Verbrechen verübt haben sollten, schuldlos daran waren, konnte nicht trauriger sein. Da flossen Thränenströme; da stiegen heiße Gebete hinauf zu dem Helfer in der Noth.

Schon waren mehrere Wochen vergangen, da ereigneten sich zwei Umstände, welche den Prozeß noch interessanter zu machen geeignet waren.

Ein Holzhauer auf dem Berge Ramas fand ein Tuch und legte es dem Gerichte vor. Es hatte unzweideutige Blutflecken und mußte dem Verunglückten zugehört haben, da es unfern von der Stelle, wo man ihn gefunden, jedoch tiefer abwärts am Berge hinter einer Haselhecke gelegen hatte.

Es wurde der Wittwe des Jacques Türk von Valjaufrey vorgezeigt und sie erklärte, ein solches Tuch habe ihr Gatte, als er auf seinen Handel ausgezogen, in die Tasche gesteckt.

Bei den immer fortgesetzten Verhören der Türks wurde es ihnen vorgelegt, aber keiner kannte es. Man hatte sie gleich Anfangs von einander geschieden; aber alle dreie blieben sich in ihren Aussagen völlig gleich. Die Verstocktheit der Schuldigen empörte selbst die Richter, welche mehr und mehr von ihrer Schuld überzeugt wurden.

Da kam unvermuthet ein Brief an die Frau des Jacques Türk an, aus Aubenas datirt, worin Jacques Türk ihr meldete, er sei sehr wohlauf und sein Handelsgeschäft gehe vortrefflich. Sie sollte ihm von den und den Waaren, die er genau angab, nach Aubenas unter seiner Adresse neue Vorräthe senden; allein dieser Brief war von fremder Hand geschrieben und unterschrieben. Freilich bekannten die Leute aus dem Dorfe, die Wittwe selbst und viele darüber vernommene Einwohner von Valjaufrey, daß Jacques Türk des Schreibens völlig unkundig sei und jederzeit die Briefe, welche er an seine Frau von den verschiedensten Orten habe richten lassen, immer von andern Leuten habe müssen schreiben lassen. In dem Briefe war ein Wirthshaus für die Niederstellung der Waaren bezeichnet.

Bei den obwaltenden Umständen und dem allgemeinen Urtheile über den Mord schien es jedoch, und der Verdacht lag nahe, daß die Familie Türk diesen Brief habe schreiben und abgehen lassen, um das Gericht in seinen Untersuchungen irre zu leiten. Dem Briefe konnte allerdings keine Beweiskraft beigelegt werden und diese schwand endlich völlig, als das Gericht an den Wirth in Aubenas schrieb und dieser erklärte, er kenne wohl den Hausirer Jacques Türk und er habe vor Jahren wohl bei ihm seine Wohnung genommen, wenn er dort selbst und in der Umgegend sich aufgehalten, um seinen Handel zu betreiben; allein seit länger denn einem Jahre habe er ihn mit keinem Auge mehr gesehen, auch nicht gehört, daß er sich in der Umgegend von Aubenas habe blicken lassen. So

war denn nun kein Zweifel mehr, daß dieser Brief von der Familie Türk veranlaßt worden war, und er bewirkte gerade das Gegentheil von dem, was er wohl hätte wirken sollen; er häufte neuen Verdacht auf die Beschuldigten, deren Prozeß nun um so eifriger sollte betrieben werden, da die Geschwornensitzung mit schnellen Schritten herannahte, wo das Urtheil gesprochen werden sollte.

So ist denn endlich der Zeitpunkt herangekommen, wo der Spruch über Schuld oder Unschuld, Leben oder Tod entscheiden mußte. Ganz Grenoble und seine Umgebung, selbst in weiterer Ferne war in Bewegung. Partheien für und wider, wie sie sich sonst wohl bei wichtigen Prozessen, wo es sich um Leben und Tod handelt, bilden, waren kaum vorhanden, so hatte sich die öffentliche Meinung gegen die Sohnes- und Brudermörder gebildet und doch lag ein streng und klar geführter Beweis nicht vor, aber ein Gewebe unseliger Umstände und vorgefaßter Meinungen trat an die Stelle des Beweises bei der Menge.

Viele sagten: „Gebt Acht, die Mörder kommen frei, weil nicht klar genug die Schuld bewiesen werden kann, die für uns so klar daliegt, wie der helle Tag.“

Die Gerichtssitzungen begannen. Der Zudrang von neugierigen Zuhörern war so groß, daß Soldaten mußten herbeigeholt werden, Unordnungen zu verhüten.

Der Anklageact, die Zeugenverhöre nahmen mehrere Sitzungen weg. In der dritten Sitzung erst konnten die Advokaten ihre Vertheidigungsreden anheben. Und als nun alle Ohren lauschten auf diese Rede, die zuerst von dem Advokaten des alten Türk gehalten wurde, da erschallte plötzlich der Ruf: „Haltet ein, haltet ein, daß nicht unschuldig Blut vergossen werde!“ Und in demselben Augenblick theilte ein Mann die dichtgedrängten Zuhörer und vor die Schranken des Gerichts tretend, rief er: „Ich bin Jacques Türk, den man ermordet glaubte!“

Die Frau Jacques Türk's, die unter den Belastungszeugen saß, sprang auf, als sie die wohlbekannte Stimme des vor Ermüdung und Erregung kaum noch sich aufrecht haltenden Mannes vernahm. Ihn erblicken, „Jacques!" ausrufen und ohnmächtig zusammenbrechen — das war eins.

„Jacques, mein Sohn!"

„Jacques, mein Bruder!" riefen gleichzeitig die drei Angeklagten mit vor Freude bebenden Stimmen.

Alle Zeugen aus seinem Geburtsorte, alle Zeugen aus Valjaufrey erkannten ihn und drängten sich herzu, ihm die Hände zu reichen.

Es war eine Bewegung in dem Gerichtssaale, wie nie eine ähnliche in diesem Raume statt gefunden hatte. Alle sahen sich mit tiefer Beschämung an, daß sie ein so ungerechtes Urtheil bei sich selbst gefällt hatten. Viele, und gewiß die Bessern, dankten Gott für die wunderbare Rettung der Unschuldigen. Die Sitzung mußte eine halbe Stunde ausgesetzt werden. Als die Frau des Jacques Türk sich wieder erholt und er selbst sich erquickt hatte, nahm das Gericht die Sitzung wieder auf. Frei von ihren Ketten saßen die drei Beschuldigten auf ihrer Bank und die tiefste Bewegung zeigte sich in ihren Gesichtern.

Jetzt erhielt zuerst Jacques, über dessen Person kein Zweifel obwaltete, das Wort:

„Als eine wunderbare Fügung der Vorsehung Gottes muß ich es preisen," sagte der Mann, der kaum vor Bewegung reden konnte, „daß es mir möglich wurde, meinen lieben Vater und Brüder von Schmach, Verderben und unverdienter Haft zu erlösen, und ich danke dem Herrn aus meines Herzens Grunde für diese Gnade! Ich war auf meiner Handelsreise dies Mal weiter gegangen, als sonst und kam nach Aubenas Abends spät, wo ich in mein gewöhnliches Wirthshaus nicht mehr gehen mochte, weil bereits die Lichter alle gelöscht waren. In einem andern sah ich noch Licht und kehrte dort ein, um früh mit Ta-

gesanbruch den Ort wieder zu verlassen, wo ich später, wenn meine Waaren würden gekommen sein, erst hausiren wollte. In dem Wirthshause übernachtete mit mir ein Reisender, der des Schreibens kundig war, einer Kunst, die ich beklage, nie erlernt zu haben. Auf meine Bitten schrieb er den Brief an meine Frau, worin ich indessen die Waarensendung in mein gewöhnliches Wirthshaus bestellte. Ich verließ, ohne daß jener Wirth es wußte, die Stadt wieder; aber ich zweifelte nicht, daß ich bei meiner Rückkehr die Waaren bei ihm finden würde, da er mich, ob ich gleich lange in Aubenas nicht gewesen war, wohl kannte. Nach meiner Berechnung mußte ich schnell nach Aubenas zurückkehren; aber der Mensch denkts, und Gott lenkts. Ich wurde in einem mehrere Tagereisen von Aubenas liegenden Städtchen krank, lag fast fünf Wochen darnieder und kam noch recht schwach mit meinem Maulthier, das dies Mal mich tragen mußte, da seine Körbe leer waren, nach Aubenas. Wie erstaunte der Wirth, als er mich sah. Wie erstaunte ich, als ich keine Waaren fand und statt dessen die erschreckenden Nachrichten von dem Wirthe vernahm, an den das Gericht von Grenoble geschrieben hatte! Die Grenobler Zeitung ließ mich vollends in das unglückselige Gewebe von Umständen blicken, welches eine zufällige Aehnlichkeit zwischen einem Unglücklichen und mir hervorgebracht hatte. Sie können sich denken, daß ich mich keinen Augenblick länger in Aubenas aufhielt, um noch zeitig genug hier einzutreffen, damit größeres Unheil verhütet werden könne. Ich weiß es wohl," fuhr er mit einem wehmüthigen Blick auf seinen alten Vater und seine Brüder fort, „daß meine Heirath einen Zwiespalt unter uns hervorgebracht hat, der wahrlich von meiner und der Seite meiner guten Frau nicht genährt worden ist; ich weiß es leider auch, daß mein Vater und meine Brüder mich im Verdachte hatten, daß ich ihnen ihr Maulthier entwendet hätte; aber Gott, den ich zum Zeugen

aufrufe, weiß, wie frei meine Seele von diesem Frevel ist, und ich danke Gott, daß hier der Mann aus Valjaufrey stehet, dem ich das meinige abgekauft habe. Möge," so schloß er, „das unglückselige Ereigniß dazu dienen, uns wieder zu vereinigen, wie es Kinder und Eltern und Geschwister sein sollten!"

Der Präsident des Gerichtes erhob sich nun und richtete zunächst sein Wort an die Angeklagten.

„Das ist der Finger Gottes," sagte er tiefergriffen. „Mögen wir alle die Gnade und Liebe Gottes preisen, die uns bewahrt hat, neues Unrecht zu begehen in unsrer menschlichen Kurzsichtigkeit und Sündhaftigkeit. Ihr seid frei," sprach er weiter; „aber bedenkt wohl, was der Grund des allgemeinen Verdachtes gewesen ist, der auf euch lastete: ein verdächtiges Leben und Thun war es; darum lebet hinfort so, daß Eure Werke das Licht nicht zu scheuen brauchen. Eine Gesinnung war es, die leider so schwere Schuld Euch zutraute, deren Quelle Ihr in Euch selber suchen müßet. Wäre Euer Leben ein christliches, frommes, gottesfürchtiges gewesen; hättet Ihr nicht in Eurer Rohheit frevelhafte Reden ausgestoßen, niemand würde Euch einer so schauderhaften That fähig gehalten haben. Meidet auch den bösen Schein, und die Zunge, die uns zum Preise Gottes gegeben ist, soll nie zum Frevel verwendet werden. Ihr habt gehört, was Euer Sohn und Bruder Jacques gesagt hat. Möge es in Eure Herzen gedrungen sein, daß forthin Liebe und Eintracht unter Euch wohne! Ihr seid frei, aber werfet keinen Haß auf die, die gegen Euch gezeugt haben. Was sie von Euch sagten, war wahr, bis auf den Einen Hauptpunkt, den menschliche Kurzsichtigkeit sie falsch erkennen ließ. Möge sowohl dies Aufdecken Eurer Lebensweise und Gesinnung, dieses Offenkundigwerden dessen, was man bis jetzt von Euch gehalten hat; möge die einsame Haft, das Nachdenken und das Wort des frommen Geistlichen endlich Euer Herz zum Herrn

gewendet haben und Buße und Besserung die gesegnete Frucht davon sein. — Nun aber noch ein Wort der ernsten Warnung und Mahnung an Euch alle," fuhr der würdige Mann fort. „Hier ist es wieder einmal recht lebendig vor Euch hingetreten, wie leicht vorgefaßte, böse Meinung und persönliche Abneigung dahin führt, schmähliches Unrecht zu thun; wie unselig es ist, wenn man einem aufsteigenden Verdacht sein Herz öffnet. Prüfet erst, ehe Ihr redet; vor allem aber richtet nicht, damit Ihr nicht gerichtet werdet!"

Das Gericht stand auf und die Sitzung war aufgehoben; aber dennoch verließ niemand den Saal; denn Jacques eilte auf seinen Vater zu mit seiner Frau und der erschütterte alte Mann umarmte sie weinend und segnete sie; dann umarmten sich unter heißen Thränen die Geschwister und gelobten sich Liebe bis ans Ende.

Allgemein war die Rührung im Saale und überall blickten Theilnehmende aus den Fenstern, als die vier Türks und die Frau des Jacques mit glücklichen, heitern Gesichtern, Hand in Hand durch die Stadt gingen.

Welch ein Glück und eine Freude erfüllte die Herzen der Mutter und Gattinnen, als die Kunde kam, wie sich ihr Kreuz gewendet! Welche Freude war es, als sie mit Jacques und seiner Frau heimkehrten!

Die Wirksamkeit des Geistlichen, die Rede des Präsidenten des Gerichtshofes, vor allem die Gnade des Herrn, die in ihren Herzen wirksam geworden war, brachten herrliche Früchte. Die Türks änderten ihr Leben. Sie wurden gottesfürchtige und rechtschaffene Menschen und Friede und Eintracht umschloß alle Glieder der Familie forthin.

Durch den Prozeß waren die Blicke des Gerichtes und der Polizei auch auf das gestohlene Maulthier Türks gerichtet und es gelang, den Dieb ausfindig zu machen, das gestohlene Thier Türk wieder zu verschaffen und den Dieb nach der Strenge des Gesetzes zu bestrafen.

Wer der Verunglückte war, hat man nie erfahren können, so viel Mühe das Gericht zu Grenoble auch darauf verwendete, seine Spur irgendwo zu finden. Zur größten Wahrscheinlichkeit wurde es aber erhoben, daß er nicht von Mörderhand gefallen war, sondern daß ihn bei dem Uebergang über den Berg Ramas eine Schneelawine ergriff, fortführte und durch das Schleifen über das Gestein die Schnitte in seinem Gesichte bewirkt worden waren. Wäre er nicht ein Fremder gewesen, so wäre ihm ohne Zweifel dies Unglück nicht begegnet. Das Auffallendste blieb die Aehnlichkeit der Gestalt und der Kleidung. Letzteres erklärt sich indessen leicht durch die im weitesten Kreise übliche Landestracht, die mit der in Piemont, Savoyen und Oberitalien viele Verwandtschaft hat, aus welchen Gegenden vielleicht der Unglückliche stammte. Daß das Tuch ganz wie das Taschentuch des Jacques Türk war, lag allein darin, daß gewisse Fabrikate in weiten Gegenden durch den Handel verbreitet sind.

Was aber endlich uns allen sich aufdrängt bei dieser Geschichte, das ist das Walten des Herrn in den Geschicken der Menschen, das ist der sichtbare Finger Gottes, der die Wahrheit kund thut, damit der Mensch erkenne: Der Herr sei Gott und keiner mehr; daß er ihn von Herzen fürchte, ihn liebe, seine Gebote halte und ihm vertraue!

V.

Die Vergeltung bleibt nicht aus.

Eine Geschichte von der Insel St. Domingo.

Wo liegt dies St. Domingo? fragst du mich, lieber Leser, und gerne antworte ich dir, aber du wirst dir bei deinem Pfarrer oder Schullehrer eine Karte von Amerika müssen zeigen lassen, wenn du nicht etwa selber eine besitzest.

Da erblickst du das ungeheure Land, welches dort unten im Süden bis in das Eismeer hinabreicht und sich da oben im Norden in den ewigen Schnee verliert, also daß der Mensch nicht weiß, ist es mit Wasser umgeben, oder hängts mit dem angrenzenden Welttheile zusammen. In seiner Mitte aber dringt das Meer weit hinein und das Land ist sehr schmal. Außen herum zieht sich gerade da ein weiter Bogen von Inseln im Meere, drei große darunter, und die unterste derselben ist St. Domingo oder Haiti, wie sie auch heißt. Sie ist die zweitgrößte von diesen drei großen, deren größte Cuba, die kleinste Jamaica heißt.

Der berühmte Seefahrer Columbus entdeckte sie am sechsten December im Jahre 1492 und er und seine Reisegefährten waren die ersten Europäer, welche ihren Fuß auf diese vom allgütigen Schöpfer reichgesegnete Insel setzten. Schon in dem folgenden Jahre gründete er eine spanische Niederlassung auf dieser Insel. Die Spanier aber behandelten die Wilden nicht, wie Christen sie hätten behandeln sollen. Mit unmenschlicher Grausamkeit vertilgten sie die Ureinwohner in einer langen Reihe von Jahren in steten, blutigen Kriegen, so daß nach etwa sechzig Jahren von einer Million nur noch etwa sechzig

Tausend übrig waren, die ihr Haupt in völliger Ergebung unter das blutige Joch ihrer Würger beugten, und nun beherrschten die Spanier die herrliche Insel ganz alleine, bis im Jahre 1630 eine Rotte französischer Flibustier oder Seeräuber sich eigenmächtig auf der nördlichen Küste festsetzten und gegen die Spanier sich behaupteten.

Solche Nachbarschaft war den Spaniern unlieb; allein es waren tapfere, tollkühne Männer, gegen die ihre Macht nicht ausreichte. Sie bemächtigten sich eines bedeutenden Gebietes auf der Insel und ihre Anzahl mehrte sich alljährlich durch Zufluß aus Frankreich. Dem Könige von Frankreich entging die Bedeutung dieses Gebietes nicht und ebensowenig die Handelsvortheile, welche daraus erwachsen konnten. Von Frankreich aus wurde die Niederlassung später geordnet, die Verwaltung geregelt und die Sicherheit gesetzlicher Zustände und Einrichtungen herbeigeführt. Kaufleute und reiche Leute aus Frankreich zogen auf die Insel, legten Pflanzungen an und, da in dem Ryswiker Friedensschlusse Frankreich den in Besitz genommenen Landstrich zugesprochen erhielt, so verwendete es viel darauf, die Niederlassung emporzubringen. Dies gelang um so leichter, als die Spanier viel zu träge waren, die Vortheile zu benutzen, die ihnen geboten waren. Da schon früher die Spanier durch die Vertilgung der Ureinwohner Mangel an Arbeitskräften hatten, selber aber nicht arbeiten mochten, so wurde auch in St. Domingo oder Haiti jener verworfene, gottlose Menschenhandel getrieben, der ein Fluch Amerika's ist, der grade in St. Domingo zu allererst seine Pfleger traf und zerschmetterte, ich meine den Sklavenhandel.

In Afrika wurden um schnöden Vortheils willen die armen Schwarzen oder Neger geraubt, Kinder ihren Eltern, Väter und Mütter, wenn sie jung waren, ihren hülflosen Kindern, und in Schiffen, gleich Waaren zusammengepferchet, und dann in Amerika, dem Festlande so-

wohl, als den Inseln, an die Gutsbesitzer und Pflanzer verkauft, wo sie dann, schlimmer behandelt als Thiere, von eigenen Sklavenvögten mit Peitschenhieben zur Arbeit getrieben wurden. Kaum gönnte man ihnen Ruhe, und wagte es einer, im Gefühle des erlittenen Unrechts, sich zu widersetzen, oder nur ein Wort des Widerspruchs, eine Miene des Unwillens kund zu geben, so waren Sklavenvögte und Pflanzer erfinderisch in Grausamkeiten, ihn auf's Unmenschlichste zu züchtigen. Viele starben unter den Hieben ihrer mitleidlosen Peiniger. Manchem gelang es aber auch, in die Gebirge der Insel und in ihre undurchdringlichen Wälder sich zu flüchten und dort das arme Leben zu fristen. Diese nannte man Maron-Neger. Wehe dem Weißen, der in ihre Hände fiel! Sie vergalten ihm, was sie von den Weißen erduldet und der Haß, den sie nährten gegen die Weißen, kannte weder Maß noch Grenze.

In dem französischen Theile St. Domingo's hatten sich indessen nicht blos Franzosen, sondern auch Engländer angesiedelt und Pflanzungen entweder gekauft oder angelegt.

Ein solcher, Namens Kingston, besaß in einer der fruchtbarsten Gegenden eine große und herrliche Pflanzung, welche er von seinem Namen Kingston-House nannte. Er hatte eine Menge Sklaven, die er, gleich den Franzosen, auf's Unmenschlichste behandelte.

Er selbst war ein roher, gefühlloser Mensch, der sich nur träger Ruhe und dem Wohlleben hingab. Seine Frau wetteiferte mit ihm hierin, wie in der Härte und Grausamkeit gegen die armen Schwarzen, welche sie noch unter die Thiere herabsetzte. Sie starb frühe und hinterließ ihrem Manne einen Sohn von fünf Jahren, den einzigen Sprößling ihrer Ehe.

Kingston war es viel zu mühsam und langweilig, sich mit der Erziehung des ihm von Gott anvertrauten Pfandes zu befassen; er überließ ihn ganz und gar seinem

Kammerdiener, Namens Lafleur, einem verschlagenen, listigen und boshaften Menschen, und zwei alten Negersklavinnen, die ihn zu bedienen hatten. Dennoch hatte ihn der Vater unendlich lieb und war zu schwach, ihm etwas zu versagen. Auf der andern Seite kannte er im Zorn kein Maß und kein Ziel, wenn er einmal aufgeregt und in Harnisch gebracht war.

Der Kammerdiener sowohl, als die beiden Negerinnen thaten dem kleinen William Kingston alles, was er wollte, um ihn nur stets heiter und zufrieden zu erhalten, damit des Vaters Zorn nicht gegen sie gereizt würde. Jede Unart wurde sorgfältig verheimlicht und gegen den Vater wußten sie alle dreie nicht genug des Knaben gute Eigenschaften zu rühmen. In Wahrheit war der Knabe ein Ausbund von Ungezogenheit, Eigensinn und Bösartigkeit. Die zwei Sklavinnen redeten ihm immer vor, wie groß seine Besitzungen, seine Macht und sein Reichthum sei; wie alle, die ihn umgäben, nur dazu da seien, ihm zu dienen und zu gehorchen; wie geschickt und klug er sei und wie es gar nicht ausbleiben könne, daß er einst, wenn er erwachsen sein würde, die höchsten Würden und Ehrenstellen der Insel einzunehmen berufen sei. Die Negerkinder zu mißhandeln, die Hunde auf sie zu hetzen, war sein liebstes Spiel und er konnte sich halb todt lachen, wenn die Hunde Stücke Fleisch aus ihren nackten Körpern rissen. Täglich war er Zeuge, wie die Sklavenvögte die Neger auf's Blut peitschten, sie krumm schlossen und überhaupt mit erfinderischer Bosheit und Grausamkeit mißhandelten. Kein Gefühl des Mitleids stieg in seinem Herzen für diese Schlachtopfer roher Gewalt auf, denn er hörte ja nur von ihrem Ungehorsam, ihrerBöswilligkeit und ihrem störrischen, boshaften Wesen reden, und Aussprüche, wie diese: Sie sind geringer, als die Thiere; sie verdienten noch eine weit härtere Behandlung; sie sind mein Eigenthum; ich kann sie tödten, wenn es mir gefällt; Gott hat sie zum

Dienste der Weißen geschaffen — und noch ärgere, hörte er aus seines Vaters, aus der Sklavenvögte Munde an jedem Tage und zu jeder Stunde. Er war zugegen, wenn Abends die Sklavenvögte vor Herrn Kingston traten und das Register der Vergehungen der Neger vortrugen und dieser die härtesten Strafen mit kalter Ruhe dictirte, welche dann sogleich auf eine empörende Weise vollzogen wurden.

Da müßte man ein Wunder rühmen, wenn der Knabe hätte ein fühlendes Menschen- und edles Christenherz bekommen sollen. Er wuchs ohnehin wie eine wilde Brennnessel auf; aber er wurde schlimmer, als man befürchten mußte. Er hatte von seinem Vater den lodernden Zorn, von seiner Mutter, die eine Französin war, die leichte Erregbarkeit und Reizbarkeit geerbt. Herrisch, wild, jähzornig, grausam, war er zu allem fähig, was Gott leid ist und übte es mit einer Ungebundenheit, die keinen Widerstand, kein Recht, kein Gesetz achtete. Er konnte laut auflachen, wenn unter den zerfleischenden Hieben der Sklavenvögte und Aufseher die Schwarzen herzzerreißendes Jammergeschrei ausstießen. Es klang wie Musik in seinen Ohren. Wenn die Negerkinder sich um seine Füße wanden und um Erbarmen vor den Peitschen der Unmenschen flehten, oder für ihre Eltern baten, so stieß er sie mit dem Fuße weg und trat ihnen ins Angesicht.

Diese Grausamkeit wuchs mit den Jahren.

Als Jüngling nahm er einen kleinen, gutmüthigen Negerknaben zu seiner Bedienung. Da war es seine Freude, wenn er seinen großen Hund „Sultan" auf ihn hetzen und ihn konnte zerfleischen lassen.

Er war der Schrecken und Abscheu der armen Neger auf seines Vaters Pflanzung und sie zitterten, wenn er nur in ihre Nähe kam. Durch seinen Beifall aufgemuntert, überboten sich die Sklavenvögte und Aufseher in Grausamkeiten gegen die unglücklichen Wesen, die ihnen untergeben waren.

So stand es auf der Pflanzung Kingston-House, als in Frankreich die Revolution ausbrach, der König ermordet und die sogenannte Republik proklamirt wurde, die alle Bande der Ordnung auflöste und in Paris Ströme Menschenblutes kostete.

Auch nach Haiti drang der Ruf von dieser Revolution und bald regten sich unter den Sklaven diejenigen, welche unter ihres Gleichen ein Ansehen hatten, die Fesseln zu zerbrechen und die grausamste Rache an ihren Peinigern, den Weißen, zu nehmen. Ihr Blut kochte vor Rachelust. Insgeheim wurden die Nachrichten von einer Pflanzung auf die andere getragen und eine blutige Verschwörung angezettelt. So geheim wußten die Sklaven ihre Pläne und Absichten zu halten, daß auf der garzen Insel kein Weißer ahnete, was so heimlich unter ihnen vorging; denn der augenblickliche Tod war jedem angedroht, welcher nur die geringste Andeutung laut werden ließe, bis die in die Wälder geflüchteten, entlaufenen Maronneger, mit denen die auf den Pflanzungen eine stete Verbindung unterhielten, aus ihren heimlichen Schlupfwinkeln hervorbrechen und, mit ihnen gemeinsame Sache machend, über die Weißen herfielen, sie grausam zu morden.

Die Verschwörung hatte sich in das undurchdringlichste Dunkel gehüllt, welches List und Verschlagenheit nur zu bereiten fähig sind. Sie ging dabei einen so sichern Gang, war so schlau angelegt und berechnet, daß ihr der Erfolg kaum fehlen konnte.

Die Weißen beunruhigte der blutige, schauderhafte Gang der Ereignisse in Paris und Frankreich überhaupt nur wenig. Sie hielten sich auf ihrer Insel gegen eine Empörung ihrer Sklaven durch den unmenschlichen Druck, unter dem auch dem Wildesten der Muth gebrochen werden mußte, völlig gesichert und versäumten jene Vorsicht, die ihnen so sehr Noth gethan hätte.

Es war an einem heitern Morgen, als der wilde

William Kingston Lust bekam, auf die Jagd zu gehen. Er nahm sein Doppelgewehr und rief seinen Sklaven. Viere der stärksten mußten den kostbaren Palankin, ein an zwei Tragstangen befestigtes, mit einem Schirmdache versehenes Ruhebett, auf welches er sich streckte, anfassen und ihn zum Walde tragen. Sultan, sein wilder Hund, ein großes, blutgieriges Thier, und der arme Negersklave Ali, ein Knabe von zwölf Jahren, liefen neben her.

Trat einer der tragenden Neger nur einmal falsch auf oder außer dem Takte, so richtete sich der Unmensch auf und ließ die knotenreiche Schnur seiner ledernen Hetzpeitsche auf die nackten Schultern und den Rücken desselben blutige Striemen zeichnen, ohne daß er zucken durfte, und die entsetzlichsten Flüche und Verwünschungen begleiteten die Hiebe. Mittlerweile belustigte er sich damit, den wilden Sultan auf den kleinen Ali zu hetzen, der ihm dann durch Laufen zu entgehen suchte. Biß er den Knaben, daß das Blut rann und die heißen Thränen des armen, sanften Kindes dazu, so schallte sein lautes Gelächter gellend in die Ohren der tragenden Neger, deren Wuthblicke er nicht sehen, deren Zähneknirschen er nicht hören konnte.

Endlich erreichte er den seinem Vater gehörenden Wald und jagte die Neger zurück, um seinem Vergnügen alleine nachzugehen, bestellte sie aber zu einer gewissen Stunde wieder an diesen Ort. Mit drohenden Mienen sahen sie dem Wütherich nach, der bald im Dickicht des Waldes verschwand. Sie waren überzeugt, ihn zum letzten Mal getragen, zum letzten Male seine Streiche erduldet zu haben, und schreckliche Vergeltung schwörend, kehrten sie zur Pflanzung Kingston-House zurück; allein dort hatte sich alles auf eine Entsetzen erregende Weise in der kurzen Frist ihrer Entfernung geändert.

Gerade an diesem Morgen war der Aufruhr überall zugleich ausgebrochen. Die Banden der Maronneger

waren aus den Wäldern hervorgebrochen und hatten sich mit den Pflanzungsnegern vereinigt. Ueberall loderten die Flammen zum Himmel empor, wo Pflanzer wohnten. Man warf die Weißen in die Flammen; man quälte sie auf eine haarsträubende Weise zu Tode, kurz, die Neger verübten Greuel, vor denen die Menschenseele erbebt. Auch zu Kingston-House brach der Negeraufstand zu der Zeit aus, als bereits William Kingston allein im Walde war.

An der Spitze der dortigen Neger stand ein Weib, die alte Negerin Babekan; dieselbe, welche William's Erzieherin gewesen; die als Hausdienerin bereits viele Jahre in Kingston's Hause Dienste geleistet und vieles Gute genossen hatte im Vergleiche mit den andern Negersklaven.

Sie aber hatte auch die ärgsten Früchte ihrer gottlosen Erziehung von William Kingston erärndtet; denn schon der ruchlose Knabe hatte die Alte auf die roheste Weise gequält und mißhandelt und ihr keine ruhige Stunde vergönnt. Mit seinem Heranwachsen wuchs auch sein Haß gegen sie und ihre Leiden und Qualen, deren Maß in der letzten Zeit auch selbst ihre Kraft überstieg. Sie war darunter erlegen und auf's Krankenbette gesunken, weil William zu seinem Vergnügen seinen Sultan auf sie gehetzt, der den fleischlosen Körper der alten Negerin furchtbar zugerichtet hatte. Kaum auf dem Wege der Heilung sprang sie vom Lager mit neuen Kräften auf, als der Ruf zur Rache erschallte. Bald loderte Kingston-House mit allen seinen Gebäuden auf. Die Sklavenvögte wurden nach Martern, welche zu beschreiben ich nicht vermag, in die Flammen geworfen. Kingston wurde an einer Kokospalme aufgehängt, um welche die rasenden Neger tanzten.

Die alte Babekan suchte William überall und fand ihn nicht. Die vier Träger seines Palankin's waren auf eine nahe Pflanzung mit einem Truppe Maronneger gezogen, dort das Rachewerk vollziehen zu helfen. So war nur der kleine Ali allein übrig, der wußte, wo William

hin war; allein er verrieth ihn nicht, und leitete vielmehr die alte Babekan, die nach William's Blut lechzte, auf eine falsche Spur, während er nach dem Walde eilte, seinen Herrn zu suchen, um ihn auf Umwegen nach Port-au-Prince, die Hauptstadt, die noch in den Händen der Weißen sein sollte, zu führen. Lange streifte der Knabe im Walde umher, bis er endlich durch Sultan auf die Spur seines Herrn geleitet wurde. Dieser Schlupfwinkel, eine zerfallene Hütte im tiefsten Waldesdunkel, wo sich vielleicht einst ein Maronneger aufgehalten, diente jetzt dem bebenden Unmenschen zum Zufluchtsorte. Er war nämlich auf seinem Wege an eine Stelle gekommen, wo weithin das Land vor seinen Blicken offen dalag. Da konnte er, wie mit Einem Schlage, vier bis fünf Pflanzungen, die ihm bekannt waren, in Flammen aufgehen sehen; da sah er Kingston-House auflodern in Einer Feuermasse; da sah er die schwarzen Gestalten im wildesten Gewühle um das Feuer sich tummeln, ja sogar tanzen — und das böse Gewissen sagte ihm, was das bedeute; die bangen Ahnungen, welche manche Pflanzer der Nähe dann und wann beschlichen hatten, wenn sie an die Ereignisse in Frankreich dachten, und die er mit dem Hohnlachen übermüthiger Sicherheit zurückgewiesen, waren wahr geworden!

Ein Todesschrecken rieselte durch seine Gebeine; feig, wie immer der Verworfene ist, stand er zitternd, muthlos, rathlos da, und wußte in der Angst nicht, wohin sich wenden. Er floh in den Wald und suchte in der elenden, verlassenen Hütte Zuflucht. Da kauerte er sich in die Ecke und das wachgewordene Sündergewissen rief ihm alle die Schandthaten zurück, die er ausgeübt an den armen Schlachtopfern seiner Bosheit, und erzeugte in seinem Innern einen Zustand der Verzweiflung, der ihn um alle Besinnung brachte. Rauschte der Morgenwind in den Wipfeln, so zitterte er an allen Gliedern, weil er glaubte,

die Rächer seien da, ihn zu Tode zu martern; raschelte eine Eidechse im Laube, da sah er in seiner erhitzten Einbildungskraft eine Schlange nahen, deren giftiger Zahn ihn tödten könne.

In solcher Todesangst, von kaltem Schweiße bedeckt, verlebte der Unglückliche mehrere Stunden.

Da nahten sich Tritte. Sein Hund, der grimmige Sultan, auf den er gar nicht geachtet, führte selbst den Feind herbei. Kalter Schweiß bedeckte ihn; seine Haare sträubten sich; seine Glieder bebten; seine Augen traten aus ihren Höhlen heraus; seine Farbe war ein fahles Grau. So sieht der Verbrecher aus, wenn er zum Block geführt wird, wo unter dem Beile des Henkers sein Haupt eben fallen soll.

Jetzt sprang Sultan in die Hütte und an ihm in die Höhe, denn William war aufgesprungen — und bald trat — Ali, der kleine arme Negerknabe in die Thüre, er, den William so oft auf's grausamste mißhandelt, noch diesen Morgen von seinem Hunde hatte zum Zeitvertreib zerfleischen lassen.

„Willst Du mich meinen Mördern überliefern, schwarze Brut?" schrie er ihm entgegen und seine Zähre klapperten an einander.

„Du irrst Dich, Massa" (was in der Sprache der Neger „Herr" heißt), sagte der Knabe. „Dein Hund, der mich sonst zerfleischte, wenn Du ihn auf mich hetztest, biß mich diesmal nicht, und wies mir den Weg zu Dir, Massa; die alte Babekan sucht Dich. Wehe Dir, wenn Du in ihre Hände fällst! Deines Vaters Haus haben sie niedergebrannt; die Sklavenvögte und Aufseher haben sie lebendig in das Feuer geworfen; den alten Massa, Deinen Vater, aufgehängt an der großen Kokospalme! Da geht's schlimm, wenn sie Dich fangen. Obwohl Du es an mir nicht verdient hast, will ich Dich doch retten und nach Port-au-prince

führen. Folge mir nur ohne Scheu. Die Wege kenne ich schon!"

Williams Angst ward durch des Knaben Wort nicht gehoben.

Durfte er ihm trauen? Konnte er darauf rechnen, daß das Kind, dem er so oft Schmerz, Kränkung, Qual bereitet, das er mißhandelt hatte aufs Unbarmherzigste, ihn wirklich retten werde? Mußte er nicht vielmehr diese Worte als Täuschung ansehen, und erwarten, daß er einem Truppe Mörder als Wegweiser gedient, die ihn erwarteten? Sein Gewissen sagte ihm, daß er das um den Knaben verdient habe, nicht, daß er ihn rette.

„Willst Du mich höhnen?" rief er zitternd. Willst Du mir nicht vielmehr vergelten, was ich an Dir gethan?"

„Erkennst Du das, Massa," sagte wehmüthig der Knabe und seine Stimme bebte dabei, „so freu' ich mich! Nein, ich bin besser, als Du glaubst. Es ist kein Arges in meiner Seele. Ich will Dir Gutes thun für das Uebel, das Du an mir gethan!"

Da stürzte der bebende Herr vor dem kleinen Sklaven nieder und faßte weinend seine Hände und rief: „O guter Ali, halte Wort und rette mich!"

Aber diese Thränen waren nicht die einer tiefgefühlten Reue; sie kamen nur aus dem von Todesangst erfüllten Herzen. Die Furcht vor dem grauenvollen Tode preßte sie ihm aus. Ali sah ihn schmerzlich an.

„Massa," sagte der Knabe, „folge mir schnell. Die Stunden sind kostbar. Die Neger sind alle im Aufruhr. Das Blut ihrer Dränger fließt in Strömen. Eile, wenn ich Dich retten soll, aber hetze Deinen Hund nicht auf mich!"

Das letzte Wort ging wie ein Schwert durch Williams Seele. Er brach auf und folgte dem Knaben. Den Hund legte er an die Koppel.

Und durch den dichten Wald führte ihn der Knabe

auf weiten Umwegen. Die Sonne durchglühte die Luft, daß sie brennend heiß wurde. Selbst der Schatten der Bäume gab keine Labung, denn die heißesten Stunden des Tages waren gekommen, und Wasser fanden sie nicht. Der verweichlichte, nur an verfeinerte Genüsse gewöhnte William mußte mit den wilden Früchten der Bäume seinen Hunger, mit den Beeren des Waldes seinen Durst stillen. Seine Ermüdung war so groß, daß ihn seine Füße nicht mehr weiter trugen.

Sie mußten ruhen, so sehr auch Eile Noth that, die Stadt zu erreichen, ehe der Aufruhr das Entkommen unmöglich machte. Der gutmüthige, treue Ali wachte bei dem schlafenden William, er, dem der Unmensch so namenloses Leid zugefügt hatte!

Als er endlich erwachte, setzten sie ihren Weg fort und traten nur einmal aus dem Walde heraus, um die Richtung zu suchen, in der sie weiter in der kommenden Nacht gehen wollten; aber da fügte es sich, daß ein Haufe von Negern sie aus weiter Ferne entdeckte. Bald stürmten sie heran und an ein Entkommen war nun nicht mehr zu denken!

Laut heulend warf sich William dem Negerknaben zu Füßen und flehte, daß er für ihn bäte.

Der schmerzliche Ausdruck in dem Gesichte des Knaben konnte ihm mehr sagen, als Worte.

William gab sich der trostlosesten Verzweiflung hin, da er zum Entfliehen keine Kraft mehr hatte und Ali ihn zu tragen zu schwach war.

Wohl suchte ihn Ali zu verbergen; aber dem Scharfblicke der Neger wäre er nicht entgangen, wenn auch der Hetzhund Sultan durch sein wüthendes Bellen und sein Bemühen, sich loszureißen und sich auf die Neger zu stürzen, ihn nicht verrathen hätte.

Diese Horde, angeführt von der alten Babekan, nahte schnell. Sie waren ausgegangen, ihn zu suchen und die vier

Neger, welche am Morgen noch ihn getragen und seine Grausamkeit erfahren hatten, waren ihre Führer. Ein Axthieb streckte den wüthenden Sultan todt nieder und William war in ihren Händen.

Jetzt erst zeigte sich der ganze Edelmuth des Knaben Ali. Weinend warf er sich vor den Negern nieder und flehte um Gnade für ihn, als sie zur Berathung in ihrer Sprache zusammentraten; aber mit einem Fußtritt strafte die alte Babekan den Barmherzigen.

Das waren Augenblicke der Todesqual für William.

Endlich war die Berathung zu Ende.

Die alte Babekan erbat sich ihn.

„Ihn zu tödten,“ sagte sie, „wäre zu milde für den Unmenschen. Gebt ihn mir und ich will ihm erst vergelten, was er an mir seit seiner Kindheit, und an euch allen verschuldet hat.

Dem gaben sie Beifall, weil sie das teuflische Herz der Alten wohl kannten.

William wurde grausam an die Koppel gefesselt, an der sein todter Sultan noch lag; dann wurde er fast ganz entkleidet und mit Peitschenhieben im schnellen Laufe den Berghang hinabgetrieben bis nach den rauchenden Trümmern von Kingston-House, bis unter den Kokosbaum, an dem seines Vaters entfleischter Leichnam hing.

Hier begrüßte ihn das Wuthgebrülle derer, die er Jahre hindurch mit seinen Grausamkeiten gequält hatte. Alle wollten ihn des qualvollsten Todes sterben lassen; aber dem übermächtigen Einfluß der alten Babekan, die laut gelobte, ihn nach Kräften erst noch zu quälen, gelang es, sie zu bewegen, daß sie ihn ihr überließen.

Nun schleppte sie ihn nach ihrer Hütte, wo ihre Vergeltung begann. Alles, was die alte, boshafte Negerin zu ersinnen im Stande war, um ihn zu demüthigen und zu erniedrigen, das geschah.

Bei der abscheulichsten Nahrung, hungernd vor Ekel

und Abscheu, den qualvollsten Durst leidend, mit schweren Ketten belastet, mußte er ihr jeden Dienst, den sie verlangte, leisten, und dennoch zerfleischte täglich die Sklavenpeitsche seinen Rücken. Sie ließ ihm Tag und Nacht keine Stunde Ruhe und Schlaf. Jeder Neger befriedigte seinen Haß, seine Rachsucht an ihm.

So trug er's drei Monate; da hatten Qualen, Elend und Erschöpfung seine Kräfte aufgerieben. Als ihn einst die mitleidlose Alte mit zwei schweren Kübeln voll Wasser, die er an dem Brunnen geschöpft, vor sich her zur Hütte trieb und bei jedem Schritte die Peitsche um Rücken, Hals und Ohren schwirrte, fiel er plötzlich nieder und gab nach wenigen Augenblicken seinen Geist auf.

Ob er reumüthig starb, ob er Buße gethan unter seinen Leiden, wer könnte es sagen, da über seine Lippen kein Wort kam? Seinem Leichnam wurde kein Grab zu Theil. Die wilden Thiere, denen er im Walde ausgesetzt wurde, verzehrten ihn.

Nur durch den kleinen Ali erfuhren die nach Port-au-prince geflüchteten Pflanzer sein Schicksal und Ende; denn Ali war, der Grausamkeiten müde, die er täglich mit ansehen mußte, selber seinem Volke entflohen und hatte Rettung vor dem Anschauen der Greuel in der Hauptstadt gesucht. Von hier ging er mit einem Franzosen nach Frankreich und aus seinen Mittheilungen erfuhr man das Ende der beiden Kingston's, Vater und Sohn, und diese Erzählung ruht auf seinen Worten.

Ist es nöthig, auf den Finger Gottes hinzuweisen in dieser entsetzlichen Ernte einer ruchlosen, gottlosen Saat? Es hat das ewige, heilige Wort des Herrn hier schon auf Erden seine volle Bewährung gefunden: Was der Mensch säet, das wird er ernten, und in diesen Spiegel möge jeder schauen, daß er den Finger Gottes erkennen lerne, und überhaupt bedenke, daß die Vergeltung nie ausbleibt.

VI.

Der Helfer in der Noth.

Eine Begebenheit aus dem Jahre 1775.

Es giebt Lebenslagen, wo die Noth wie ein Riese, groß und gewaltig, dem armen, schwachen Menschen entgegentritt und wo sie sich in einem Grade steigert, welcher eine Seele könnte völlig verzagen lassen, die nicht erfüllt ist von dem reichen, alles besiegenden Glaubensmuthe, der an dem heiligen Verheißungsworte hält: „Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten und du sollst mich preisen!“ Dieser Glaubensmuth hat aber auch allezeit eine Hülfe zu schauen, die ihn lobpreisend ausrufen läßt: „Das ist der Finger Gottes!“ Die Geschichte, welche ich Euch hier wiedererzähle, wie ich sie in glaubwürdiger Mittheilung finde, erweiset Euch das auf's herrlichste, liebe Leser.

Der Hauptmann Wiedeburg in dem Regimente des Churfürsten von Hannover, welches den Namen „von Rheden“ führte, war ein Mann, der den rechten Harnisch Gottes trug, nämlich den Helm des Heils, den Krebs der Gerechtigkeit, den Gürtel der Wahrheit, den Schild des Glaubens und das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes. Erzogen von frommen, christlichen Eltern in der Furcht Gottes und in der Vermahnung zu dem Herrn, war er in jenem sichern Harnische aufgewachsen, und reiche Lebenserfahrungen hatten ihn gelehrt, Fleisch nicht für seinen Arm zu halten, sondern überall und immer in dem Namen des Herrn Panier aufzuwerfen. Ihm war das Gebet ein heiliges Bedürfniß und seine Kraft und die Hülfe des Herrn war ihm viel hundertmal erschienen in sichtbarlichen Beweisen. Aus derselben Quelle, nämlich der eines festen,

freudigen, heiligenden Glaubens, ging auch der milde Ernst, die liebevolle Fürsorge für seine Soldaten hervor, auf die sein Wort und Beispiel einen augenscheinlich wohlthätigen und segensreichen Einfluß übte. Seine Compagnie zeichnete sich durch musterhaftes Betragen aus, und doch hatte Wiedeburg niemals die Stockschläge anwenden lassen, welche damals noch eine gewöhnliche Züchtigung der Soldaten waren.

Bedenkt man hierbei, daß die Soldaten jener Tage durch die Werber zusammengelesenes Gesindel waren, meist der Auswurf verlaufener Handwerksburschen, heimathloser Vagabunden und solcher Strolche, welche daheim dem strafenden Arm weltlicher Gerechtigkeit entlaufen waren, so muß die tiefe Achtung gegen den wackern Wiedeburg sich noch vermehren und sein gesegneter Einfluß auf ihre Besserung noch in helleres Licht treten. Sie hingen aber auch an ihm, wie Kinder am geliebten Vater, und wenn er sie mit der üblichen Redeweise anredete: „Meine Kinder!" so hatte das einen hellen Klang, der in aller Herzen wiederhallte; denn jeder fühlte, daß es eine Wahrheit war, und gehorchte dem treuen Vorgesetzten aus Liebe.

Es war im Jahre 1775, als zwei Compagnien des Regiments von Rheden nach Gibraltar geführt werden sollten. Das englische Transportschiff hatte die Mannschaft aufgenommen und segelte fröhlich von der heimathlichen Küste ab, dem fernen Bestimmungsorte entgegen. Niemand an Bord des Schiffes ahnete, daß das Transportschiff, alt und gebrechlich, durch langes Liegen an den Docks in einem Zustande sich befand, der billig jedem hätte müssen bange Besorgnisse einflößen, der mit den eigenthümlichen Gefahren einer langen Seereise in einem kaum noch tauglichen Schiffe bekannt war. Der Kapitän und die Seeoffiziere mochten es wissen; aber sie schwiegen darüber.

Die Seefahrt war eine glückliche in der ersten Zeit, bis sie in der Nähe der französischen Küste von einem

Sturme überfallen wurden, der dem Schiffe arg zusetzte. Die schlimmste Folge des Sturmes war aber die, daß ein Leck (so viel wie ein Loch) in dem Boden des Schiffes entstand und das Wasser mit solcher Gewalt eindrang, daß das Schiff seinem unvermeidlichen Untergange entgegen ging.

Die Verwirrung, welche an Bord, das heißt in Seemannssprache: auf dem Schiffe, entstand, war grenzenlos.

Statt daß sonst der Kapitän des Schiffes pflichtmäßig der letzte ist, der an seine Rettung denken darf, war er hier der erste. Der Engländer dachte nur an sich und seine Leute, die englischen Offiziere und Matrosen, und um die deutschen Soldaten kümmerte er sich gar nicht. Er ließ die zwei Boote des Schiffes in die See und er mit den Offizieren und Matrosen sprangen hinein und stießen ab, um, wie sie sagten, ein Schiff, das man in der Ferne erblickte, zu Hülfe zu rufen. Auch den wackern Hauptmann Wiedeburg hatte der Engländer aufgefordert, mit ihm davon zu segeln, aber dieser wies mit Unwillen die Forderung zurück und sagte: „Ich verlasse meine Leute in der Noth nicht und will nicht so gewissenlos handeln, wie Sie, Kapitän, der Sie uns in der Noth verlassen, ohne daß noch jemand im Schiffe wäre, der es zu lenken und die Rettungsversuche zu veranlassen im Stande wäre! Gehen Sie," schloß er mit voller Verachtung und edelm Unwillen, „Ihrem Schicksale entgehen Sie nicht!"

Das war fast ein prophetisches Wort. Die beiden Boote waren überfüllt von Menschen; sie konnten die See und ihren gewaltigen Wellenschlag nicht aushalten und vor den Augen derer, welche auf dem Wrack, wie man ein fast zerstörtes Schiff nennt, sich befanden, schlugen die beiden Boote um und alle, welche sich darin befanden, ertranken im Meere.

Das war ein entsetzlicher Anblick für die Unglück-

lichen, welche einem ähnlichen Schicksale nicht mehr ferne zu sein schienen, denn das Wasser in dem Schiffe stieg mit jeder Minute und sein Sinken in die Tiefe des wildempörten Meeres war in steter Zunahme. Jetzt war Wiedeburg der einzige an Bord, welcher zu befehlen hatte, und von dem Seewesen verstand er so viel, als nichts. Das lehrte indessen der Augenschein, sollte das Schiff nicht in ganz kurzer Zeit untergehen, so mußte Wehr angelegt werden durch angestrengtes und ununterbrochenes Auspumpen des Wassers.

„Kinder," sagte er zu seinen Soldaten, „wir stehen am Rande unsres Grabes, aber in Gottes Hand hier auf den Wellen, wie auf dem festen Lande. Der, welcher alle unsre Haare gezählt hat und ohne dessen Willen auch nicht eins zur Erde fällt, kennt und sieht unsre Lage. Ist es sein heiliger Wille, uns zu erhalten, so begräbt uns die See nicht. Von ihm aber kommt allein der Segen. Zu ihm lasset uns beten und dann kräftig Wehr anlegen." Und er nahm den Hut vom Haupte, knieete nieder auf dem Verdecke und alle seine Leute mit ihm und er betete laut, gläubig, innig, ergeben.

Als er gebetet, stand er auf und befahl, alle vorhandenen Schiffspumpen einzusetzen. Das geschah und emsig wurde gepumpt. Sichtlich hob sich das Schiff aus den Wellen und im Raume sank das Wasser in eben dem Maße.

Wiedeburgs belebendes Glaubenswort wirkte wunderbar auf die Soldaten. Mit neuer Lebenshoffnung gaben sie sich der Arbeit an den Pumpen hin; wechselten darin ab und erhielten das Schiff über dem Wasser. Der Sturm aber dauerte fort in gleicher Stärke und die See trieb haushohe Wellen gegen das Schiff heran und überschwemmte oft das ganze Verdeck. Wiedeburg sorgte vorzugsweise für die Kranken und Leidenden. Sein Wort befeuerte die Arbeitenden, sein Gebet erquickte sie, und Tag und Nacht

blieb er überall thätig, ohne sich auch nur eine Minute Ruhe und Schlaf zu gönnen.

Das konnte er einsehen, daß ohne Gottes besondere und wunderbare Hülfe ihre Rettung unmöglich sei, denn alle Leute auf dem Schiffe waren, bis auf wenige Matrosen, die in den Booten keinen Platz mehr fanden, des Seewesens völlig unkundig, und gerade diese verstanden auch wenig davon.

„Laßt uns thun, was wir können," sagte er zu den Soldaten, „aber dann die Hülfe des Herrn im Gebete suchen, der einst auf dem Meere dem sinkenden Petrus die rettende Hand bot und den Sturm bedrohte, daß er sich legte. Will er uns retten, so kann und wird er es; ist es sein Wille, daß wir sterben sollen, so laßt uns die Seele ihm gläubig befehlen und durch Reue und Buße seine Gnade suchen."

Das Härteste in seiner Lage war das, daß das Seewasser all' ihr Trinkwasser vernichtet hatte, indem es die Fässer bedeckte, daß sie nicht daran konnten; daß die meisten Vorräthe auf dieselbe Weise zu Grunde gegangen waren und die durch schwere Arbeit an den Pumpen ermüdeten Leute bald über Hunger und Durst zu klagen anfingen. Sie hatten wohl Wein und Branntwein, auch ein Faß Wasser, das in der Nähe der Küche war, doch damit mußte rathsam verfahren werden. Da es mitunter heftig regnete, so faßten sie Regenwasser auf und konnten damit aushelfen; aber mit dem Regen wechselte häufig der wildeste Sturm aus Westen, dessen Stöße neue Gefahren bereiteten. Das Schwanken des Schiffes wurde so stark, daß die Soldaten an den Pumpen kaum stehen konnten und in Gefahr waren, über Bord geschleudert zu werden. Von der angestrengten Arbeit schwollen ihnen die Hände auf; dennoch mußte Tag und Nacht fortgearbeitet werden und fast keiner schlief, weil die Todes-

gefahr es nur dann zuließ, wenn die völlige Erschöpfung die Augen schloß.

Drei Tage und drei Nächte hatte dieser Zustand ohne Unterbrechung fortgedauert. Die Masten waren gekappt (umgehauen) und alles, was das Schiff belastete und irgend zu entbehren war, hatte man in die See geworfen. Wenig Wasser, aber desto mehr Branntwein hatte die Leute aufrecht erhalten, fing aber nun an, einer völligen Erschlaffung Platz zu machen, wie das immer dem Genusse des Branntweins folgt.

Als der Morgen des vierten Tages grauete, war der Himmel zum ersten Male wieder blau seit vier Tagen. Die Sonne schien belebend auf das Verdeck, wo die armen durchnäßten Leute sich ihrer Strahlen erfreuten. Die See ging weniger hoch und die Hoffnung besseren Wetters und des Nahens eines rettenden Schiffes belebte die Herzen.

Wiedeburgs erste Sorge war es, die erschöpfte Mannschaft mit warmer, kräftiger Speise zu erquicken. Er ließ in der Küche Feuer anzünden und kochen; aber es war, als ob ein Unglück dem andern die Hand bieten sollte. Durch eine Unvorsichtigkeit des Matrosen, welcher die Stelle des Koches vertrat, fing das Holzwerk in der Schiffsküche Feuer und bald loderte die Flamme hoch empor.

Es war eine Lage zum Verzweifeln! Hier schwamm das Wrack auf den Wellen und drohte jeden Augenblick zu sinken und sie in den Fluthen des Meeres zu begraben; dort stieg die gefräßige Flamme empor, sie vollends zu verderben! Wie gelähmt vom fürchterlichen Schrecken standen die Unglücklichen da zwischen der Wuth zweier Elemente, die der Menschenmacht spotten.

Nur Wiedeburg wurde nicht erschüttert. Er sandte ein stilles Gebet zum Herrn und leitete schnell die Röhren der Pumpen, welche das Wasser in die See abführten, nach dem brennenden Raume der Küche. Er selbst stürzte die Treppe hinab, faßte Gefäße und schöpfte Wasser im

Bodenraume des Schiffes und goß es auf die brennenden Balken und Planken des Schiffes. Sein Beispiel feuerte die Mannschaft zu neuer Thätigkeit an und der Herr gab Segen zur Arbeit. Das Feuer wurde gelöscht.

Wiedeburg trat, als alles vorüber war, auf das Verdeck unter seine Leute.

„Kinder," sagte er, „der Herr hat uns aus einer Gefahr gerettet, dafür laßt uns ihm danken; aus der andern wird uns ja seine Gnade auch erretten," und wieder kniete er nieder und alle mit ihm und aus dem tiefsten Grunde seiner Seele sprach er ein Gebet voll begeisternder Kraft; alsdann sprach er zu ihnen Worte der Beruhigung über die getäuschte Hoffnung, warme Speise zu erhalten. Sie hatten jetzt nicht mehr den Muth, Feuer anzumachen, aus Furcht, daß sie sich selber eine neue Gefahr bereiten möchten. Gern begnügten sie sich mit den kalten Bissen, welche ihnen, freilich nur spärlich, Wiedeburg reichen konnte.

Mit der Ruhe, welche das Gebet allein geben kann, stand der fromme Wiedeburg in der Kajüte, welche noch vom Wasser nicht erreicht war und dachte über die Lage nach, in welcher sie sich befänden; da trat der älteste Matrose zu ihm und zeigte ihm an, daß ein bedenkliches Krachen in dem vom Wasser erfüllten Schiffsraume keinen Zweifel mehr darüber zulasse, daß das Schiff wohl kaum mehr zu halten sei und wohl schon in weniger denn einer halben Stunde sinken und sie in der Fluth des Meeres begraben würde.

„Hast Du es droben gesagt?" fragte er.

„Sie wissen es," antwortete der Matrose, „denn sie haben es selbst gehört."

Auch diese entsetzliche Hiobspost war nicht geeignet, die glaubensstarke Seele Wiedeburgs zu erschüttern. Er trat herauf, wo er nur bleichen Gesichtern begegnete.

„Wie der Herr will," sagte er mit leuchtenden Blicken zu den Soldaten. „Er hat das Leben gegeben und darf

es auch alleine nur wieder nehmen! Lasset uns unserer Sünden gedenken und im Glauben Zuflucht suchen bei dem Lamme Gottes, das der Welt Sünde trägt. Beten wollen wir zu ihm, dem Heilande aller Sünder. Er wird uns nicht verstoßen, denn er ist ja gekommen, das Verlorne zu suchen; er hat aber auch die Macht und die Liebe, uns zu Kindern Gottes zu machen, die wir an seinen Namen glauben. Eine fröhliche Auferstehung wird er uns geben, wenn uns auch das Meer verschlingen sollte. Sein Name sei gelobet in Ewigkeit!"

Und er faltete seine Hände und betete stille und alle beteten mit ihm und manche stille Thräne floß auf das Verdeck; aber kein Ausbruch wilder Verzweiflung wurde laut. Gott hatte Todesmuth und Frieden in die Seelen gesenkt.

Und nun trat Wiedeburg an eine Pumpe und begann rüstig zu arbeiten. „Wir wollen unsre Pflicht zur Erhaltung unsres Lebens thun bis zum letzten Augenblicke," sagte er. Und dies Wort und Beispiel wirkte Wunder. Alle drängten sich zu den Pumpen und begannen frisch ihre Arbeit wieder.

Ein leiser Wind trieb das Schiff aus einer gefährlichen Strömung, in die es gerathen war, aber eine neue Gefahr drohte. Bald zeigten sich, als sie das Senkblei warfen, Klippen unter dem Spiegel der See und nicht ferne standen sie zu Tage.

Trieb sie der Wind dorthin, wo sich das immer noch nicht ruhige Meer in wilder Brandung brach oder berührte der lecke Schiffsboden eine dieser Klippen, so war keine Rettung mehr, das Schiff mußte daran scheitern und zerschellen.

Dies Bewußtsein ergriff die geängsteten Gemüther aufs neue mit voller Gewalt. Sie warfen sich auf ihre Kniee nieder und beteten einmüthig um ein seliges Ende. Freunde umarmten sich, um so mit einander zu sterben.

Es war ein Anblick, der das Herz zerschnitt.

Auch Wiedeburg hatte gebetet und fühlte eine neue Kraft und neuen Muth in seiner Seele.

Sie sahen die Küste, von der sie vermuthen konnten, sie sei die Küste Frankreichs. Sie spannten ein weißes, flatterndes Tuch auf, als ein Zeichen der Noth, und Wiedeburg bat seine Unglücksgefährten, doch nicht von der Arbeit an den Pumpen nachzulassen, da sie ja nicht wüßten, was Gott mit ihnen vorhabe und ob er nicht noch in der augenscheinlichsten Todesgefahr Hülfe senden wolle.

Leider stieg die Noth und Gefahr mit jedem Athemzuge.

Bereits mehrmals hatte das Schiff den Boden berührt und Stöße an die Klippen gethan, daß sie auf dem Verdecke umstürzten, überhaupt stieß es, daß kaum jemand stehen konnte. Das Steuerruder zersplitterte, wie eine Scherbe. Die Noth wuchs und die Fluth kam endlich, mit der sie ihr Ende erwarteten.

Alle standen betend umher. Da stimmte Wiedeburg das Lied an: Was Gott thut, das ist wohlgethan, und die es kannten, stimmten mit ein.

Immer höher stieg die Fluth und langsam hob sie das Schiff und trug es über die verborgenen und zu Tage liegenden Klippen näher an das Land, ohne daß sie es wahrnahmen, da ein Nebel sich auf das Meer gelagert hatte und bald die Nacht ihren dunkeln Mantel über die See, über das Wrack, über die Unglücklichen ausbreitete.

Auch in dieser Nacht floh sie der Schlaf. Jede Minute erwarteten sie, daß das Schiff auf einem Felsen zerschelle.

Ach, das waren Stunden, wo die Seele reif wurde zur Buße, reifer in wenigen Stunden, als in allen den Jahren des früheren Lebens. Das waren Stunden eines heißen Ringens im Gebete. Und in die Nacht hinaus, in das dumpfe Rollen und Grollen des Meeres tönte Wiedeburgs klare Stimme, welche die herrlichsten Trostsprüche

der heiligen Schrift verkündete, heilige Worte, welche den einzigen Trost im Leben und im Sterben in die Seelen hineintönen ließen, den Trost, daß der Erlöste Jesu Christi ewiges, unentreißbares Eigenthum sei, das er sich erkauft hat, nicht mit vergänglichem Golde oder Silber, sondern mit seinem theuern Blute, und sie klangen wie Himmelsbotschaft in der dunkeln Nacht, die sie umgab und in der Nacht banger Sorge, die ihre Herzen bedeckte.

Endlich, endlich grauete es in Osten. Die ersten Lichter der Morgenröthe färbten rosenroth den Himmel; bald schossen einzelne Strahlen am Morgenhimmel hin.

Die Sonne zeigte sich und wie mit einem wunderbaren Ruck trat sie hervor und beleuchtete das Meer — und — wer könnte die Freude der unglücklichen Schiffbrüchigen beschreiben? — die französische Küste, die sie ganz nahe erblickten.

Da wurden die schweren Herzen leicht, die gepreßten frei, und Hoffnung, daß die Gnade dessen, zu dem sie, als dem Einigen, der da helfen konnte, gefleht, sie retten werde, zog belebend in die Herzen ein. Da stiegen die Dankgebete zum Himmel auf aus den Seelen, die wieder hofften, ihr Leben zu erhalten.

Es konnte nicht ausbleiben, daß von der Küste aus das verunglückte Schiff und seine bedrängte, gefahrvolle Lage erblickt und erkannt wurde.

Bald sahen sie vom Schiffe aus, wie am Strande eine rege Thätigkeit entstand. Volk lief zusammen; Boote wurden in die See gelassen und bemannt; aber es waren deren nicht genug und die See brandete heftig und ging hoch. Sie nagelten Balken zusammen und Bretter darüber, um ja schnell genug die Unglücklichen zu bergen. Es war ein rührender Wetteifer der erbarmenden Liebe, die alle ihre Kräfte aufbot, Hülfe zu leisten. Viele der Uferbewohner wagten auf solchen gebrechlichen Fahrzeugen ihr Leben, aber

sie rasteten nicht, sie zu vervollkommnen, um bei der Rettung behülflich zu sein.

Es war in der Nähe von St. Martin auf der Insel Rhé, wo ihre Rettung bewerkstelligt wurde.

Die Boote legten bei, und die erste Ladung erreichte glücklich das Ufer.

Wiedeburg stand auf dem Vordertheile des Schiffes und leitete die Einschiffung. Er war der letzte, der das Schiff verließ.

So weit ging die Sorgfalt der Uferbewohner, daß sie Brot, Fleisch, Wein und Branntwein mit an das Schiff brachten, um die Hungernden zu erquicken. Als sie landeten, erhob sich ein Freudenjubel am Ufer. Die Bewohner, wie die Soldaten von der Besatzung, umarmten die Geretteten und beeiferten sich, sie zu erquicken. Der Commandant ließ alle seine Soldaten die Kasernenzimmer räumen und brachte die Geretteten dort unter, und was ihr Zustand erheischte, wurde ihnen gereicht in reichem Maße. Er selbst nahm Wiedeburg in sein Haus und pflegte ihn mit treuer Sorgfalt.

Ein Floß war umgeschlagen und die darauf Befindlichen ins Meer gefallen; aber die eifrigen Retter stürzten sich in die wildeste Brandung und retteten sie mit Gefahr ihres eigenen Lebens. Einmal wurde das Boot von den Wellen umgeworfen und alle, welche darin waren, sanken in die Fluth. Aber auch jetzt stürzten sich die Franzosen ins Meer und zogen sie heraus. Alle Versuche, sie ins Leben zu bringen, wurden angewendet, allein Zweie hatten ihren Tod doch gefunden.

Die edelsten Aufopferungen wurden gemacht und kaum hat sich irgendwo die Liebe schöner gezeigt, als hier.

Die Uebrigen genasen alle wieder unter der sorgfältigsten Pflege. Das Schiff aber sank kurz nach der Rettung in die Tiefe des Meeres.

Wiedeburg war stündlich bei seinen Leuten und als

sie alle genesen waren, zog er mit ihnen in die Kirche und opferte mit ihnen dem einzigen Retter in der Noth den frömmsten Dank. Das war eine Feier, die kein Auge trocken ließ.

Nach einiger Zeit kam ein englisches Schiff, die Geretteten abzuholen. Alle Bewohner begleiteten sie mit heißen Segenswünschen bis zu den Booten, die sie nach dem Schiffe brachten. Der Commandant that es nicht anders, sie mußten mit fliegender Fahne und klingendem Spiele ausziehen, und er selbst stand mit seinem Bataillon in Parade und erwies den Vielgeprüften die militärischen Ehren. In vieler Leute Augen glänzten Thränen, als Wiedeburg des Commandanten und Ortsvorstandes Hände drückte und den tiefgefühltesten Dank für die viele Liebe, die sie alle erfahren hatten, aussprach, aber auch auf den hinwies, der ein Retter in Gefahren ist; der die Herzen der Menschen wie Wasserbäche leitet zur Milde und Barmherzigkeit, aber auch die belohnt, die sie an Unglücklichen üben.

Da zeigt es sich, wie der Herr die Seinen schützt; wie das Gebet des Gerechten viel vermag, wenn es ernstlich ist; wie der Finger Gottes sichtbar ist in den Geschicken der Menschen, und wie wahr das schöne Lied sagt:

Wer Gott dem Allerhöchsten traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut!

VII.

Der Schlaf des Gerechten.

Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhunderte.

Mit einem, der genau in der Gegend Bescheid wußte, war ich vor drei Jahren aus dem lieblichen Heilbad Soden am Taunus, zwischen Wiesbaden und Frankfurt gelegen, zu der Burgruine Falkenstein hinaufgestiegen. Es war ein heißer Sommertag und recht müde langten wir auf der bedeutenden Höhe an. Erst, nachdem wir uns ausgeruht, stiegen wir auf den Thurm, um die Herrlichkeit der Aussicht zu genießen, die an Umfang und Schönheit viele übertraf, welche auf bedeutenderen Höhen mich entzückt hatten. Nach dem ersten Eindrucke nahm mein Begleiter das Wort; nannte mir die Orte und Städte, die man überblickte; erinnerte mich an manche Begebenheiten der deutschen Geschichte, welche in diesem Landstriche, in der Nähe der Kaiserwahlstadt Frankfurt sich ereignet, und wies dann auf den weiten Kranz der Gebirge hin, welche den weiten Gesichtskreis begrenzen. Dort, sagte er, liegt im blauen Duft der Ferne der Vogelsberg, die hohe Rhön; weiter die Gebirge des Freigerichts, des Spessarts und des Odenwaldes mit seinem kühnen Vorwächter, dem Melibokus; dann rechts herüber die Vogesen und ihre Ausläufer in der Pfalz mit dem Donnersberge. Der Main und der Rhein zogen sich, wie silberne Bänder, hindurch und erglänzten in dem frischgrünen Flachlande, das sich zwischen diesen hohen Bergketten ausdehnte.

Links hindeutend, sagte er, „dort in den blauen Bergen liegt meine Heimath, der ich meine wehmüthigen Grüße zusende!“

„Aha!“ rief ich aus, „das mahnt mich an Ihr ge-

gegebenes Versprechen, mir eine Geschichte aus Ihrer Heimath zu erzählen!"

„Sie sollen mich nicht vergeblich daran erinnern und der Rückweg nach Soden wird mir dazu die geeignete Zeit bieten."

Sir blieben mehrere Stunden und traten dann, als die Sonne schon über den Vogesen strahlte und goldne Wölkchen ihr nachschwammen, unsern Rückweg an. Es bedurfte meiner Erinnerung nicht mehr, und sobald wir Königstein hinter uns hatten, hob er seine Erzählung an.

„Meine bergige Heimath hab' ich Ihnen gezeigt," sagte er, noch einmal links hinüber deutend nach den Gebirgen im Osten, die im goldnen Glanze der bald sinkenden Sonne dalagen, „und ich kann hinzusetzen, es ist ein schönes Gebirgsland, freilich ein wenig rauh und wild durch Felsen und Wald, die überall das Land umgeben, wo der Fleiß der Bewohner die Saaten pflegt."

„Dort liegt etwa vier Stunden von meinem Geburtsort ein Dorf, das zu den reicheren einer Gegend gehört, wo die Armuth sonst zu Hause ist."

„Vor etwa achtzig Jahren, so um das Jahr 1762 herum, stand in dem Dorfe ein Geistlicher, der weit umher nicht nur als Prediger, sondern als Vater seiner Gemeinde und wegen seiner innigen Frömmigkeit und lauteren Wandels berühmt war. Er war verheirathet und seine Frau war eine milde, treue Seele."

„Meine Eltern standen in enger und wahrhaft freundschaftlicher Verbindung mit dem Pfarrer und wenn sie auch ziemlich weit von einander wohnten, so sahen sie sich doch oft. Meine Eltern, die bedeutend jünger waren als die Pfarrersleute, gingen indessen weit öfter zu ihnen, als sie zu uns herüber kamen. Ich war damals noch nicht geboren und diese Anhänglichkeit meiner Eltern an die Pfarrersleute hatte darin ihren Grund, daß der Pfarrer sie beide confirmirt hatte."

„Die allgemein verehrten Leute waren arm, aber sie gaben ihr Brot so gerne, wie es nur jemand geben kann. Sie hätten glücklich und zufrieden leben können, auch bei ihrer kärglichen Einnahme, wenn nicht ein Sohn, ihr einziges Kind, die unselige Ruthe gewesen wäre, die sie schlug."

„Ach, wie war bei ihm das Sprüchwort zur Lüge geworden, „der Apfel fällt nicht weit vom Stamme!" Wie war er hier so unendlich weit vom Stamme gefallen!"

„Gewiß war er in der Zucht und Vermahnung zum Herrn erzogen worden, das betheuerten oft meine Eltern als Augen- und Ohrenzeugen, und doch verfing bei ihm weder Belehren, noch Ermahnen; weder Bitten, noch Strafen. Es saß ein Leichtsinn in der Seele des Knaben, der keine Grenzen hatte."

„Sein Vater hatte ihn, der reich mit Talenten und Kräften des Geistes begabt war, sorgfältig unterrichtet; aber faul und träge, konnte er nur mit Strenge zum Lernen gebracht werden. Wo ein böser Bubenstreich aber ausgeführt wurde, da war er gewiß der Anführer gewesen. Wie viel Sorge und Kummer machte er den bemitleidenswerthen Eltern!"

„Als er auf die Schule kam, und der unmittelbaren väterlichen und mütterlichen Zucht entwachsen war, da trieb's der Tagedieb erst recht nach seiner Laune und Lust. Es war, das hörten meine Eltern oft in der Stadt, das Mitleid, die Achtung und Schonung gegen die Eltern der alleinige Grund, daß er nicht fortgejagt wurde."

„Die armen Eltern hingen Hab' und Gut an ihn. Kam er in die Ferien heim, so wußte sich der Heuchler so musterhaft zu halten, daß ihn kein Tadel traf; allein kaum war er der Fesseln des Vaterhauses ledig, so glich er dem scheu gewordenen Pferde, das keine Zügel mehr achtet. Endlich ging er dann auf die Universität, nachdem er in dem letzten Schuljahre den Schein einer Besserung angenommen und auch eifriger gelernt hatte, wobei ihn

seine außerordentlichen Gaben in ausgezeichneter Weise unterstützten."

„Auf der Universität aber war alles aus. In lüderlicher Gesellschaft ging auch der Rest des Guten in seiner Seele vollends unter."

„Spiel, Gelage, Trunkenheit und Ausschweifungen machten seine Beschäftigungen aus. Er wußte dabei so zuckersüß zu reden; hatte eine so außerordentliche Ueberredungskunst, daß es ihm am Gelde nie fehlte. Das wenige, was ihm die armen Eltern geben konnten und was sie sich abdarbten, hätte kaum auf einige Wochen ausgereicht zu seinen Ausgaben."

„Leider fehlt es an solchen Orten auch an Menschen nicht, die den leichtfertigen Studenten auf wucherische Zinsen Geld leihen und so die Förderer des ausschweifenden Lebens und die Verderber der jugendlichen Frevler werden."

„Wilhelm, so hieß des Pfarrers Sohn, benutzte mit gleichem Leichtsinne alle Mittel, Geld zu bekommen, und verschmähte es schon damals nicht, durch falsches Spiel sich dasselbe zu verschaffen."

„Ein Sprüchwort sagt: „Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht." Das ist nur ein zu wahres Wort auch bei Wilhelm gewesen. Auf die Dauer konnte sein Leben unmöglich so fortgehen. Es mußte einmal der Bau, den er durch Trug und List aufgeführt, zusammenbrechen; aber er war klug genug, die Stunde zu bemerken, als er bedenklich zu wanken begann."

„An einem schönen Morgen war Wilhelm fort und auch das Geld, welches ein in demselben Hause wohnender Student an demselben Tage, als Wilhelm sein Verderben hereinbrechen sah, von seinen Eltern empfangen hatte. Er hatte es ihm gestohlen und es war eine bedeutende Summe!"

„Sie können sich denken, daß man alles aufbot, ihn

gefangen zu nehmen; aber er trug schon die Uniform der Kaiserlichen, als man seine Spur in Frankfurt wieder auffand. Er hatte sich anwerben lassen."

„Als es sein alter Vater erfuhr, war er bereits weit weg bei einem Truppe von kaiserlichen Rekruten, die nach Prag geführt wurden, wo ihr Regiment sein Standquartier hatte."

„Jetzt brach das Elend mit Macht über die unglücklichen Eltern herein. Sie opferten das Letzte auf, um wenigstens theilweise die Schulden ihres Sohnes zu zahlen und den ehrlichen Namen zu retten. Für das Ganze reichten ihre Mittel nicht aus. Und nun nehmen Sie die getäuschte Hoffnung, den tiefen Elternschmerz hinzu, und Sie können sich es denken, in welcher Lage die vortrefflichen Menschen sich befanden. Es läßt sich dies nur mitfühlen, beschreiben kann man's nicht, weil Worte es nicht ausdrücken können."

„Sie lebten in stillem Schmerze ihre Tage hin."

„Wilhelm ertrug die strenge Soldatenzucht nur mit dem größten Widerstreben."

„Denken Sie sich übrigens die Soldaten jener Tage! Zusammengeworben in allen Theilen Deutschlands sowohl, als an dessen Grenzen, sammelte solch ein Regiment den Ausbund der Rohheit, Verworfenheit und Lüderlichkeit in sich, und was der eine nicht wußte, das lernte er vom andern und es war das Soldatenleben eine rechte Schule der Schlechtigkeit. So war es bei allen Potentaten der damaligen Zeit und das Sprüchwort: „Er hat allen Potentaten gedient," mit welcher Redensart man bekanntlich einen landstreicherischen Tagedieb bezeichnet, kommt aus jenen Tagen, wo diese angeworbenen Soldaten gewissenlos ihren Fahneneid brachen und desertirten, um sich bei einem andern Landesherrn wieder aufs Neue anwerben zu lassen."

„Es war eine Zeit, wo an eine wohlgeordnete Polizei nicht gedacht werden kann. Die zahllosen kleinen

Gebiete und Ländlein, in die unser deutsches Land zerstückelt war, boten überall die köstlichsten Schlupfwinkel für Räuberbanden, an denen es auch nirgends mangelte, und diese bestanden meist aus solchen Deserteuren, die da fürchteten, wenn sie denen, wo sie fahnenflüchtig geworden, in die Hände fielen, dem Stricke zu verfallen."

„Nichts war leichter, als den Verfolgungen der armseligen Polizei zu entgehen. Sie durften sich nur da halten, wo die Grenzen zweier oder mehrerer Gebiete sich berührten. Dann konnte sie ein Sprung über die Grenze sicher stellen und die Verfolger mußten abziehen."

„Ich stehe im Alter jener Zeit nicht so ferne, wie Sie," sagte mein Begleiter, „und habe noch lebhaft die Bilder jener Zeit vor Augen, während unsere geordneten Zustände solche Dinge fast fabelhaft in Ihren Augen erscheinen lassen. Es war aber so und ich kenne nicht wenige Orte, welche drei verschiedenen Landesgebieten angehörten, in denen ein Verfolgter aus den Fenstern des Nachbarhauses seine Verfolger verhöhnen konnte, die zehn Schritte vor ihm standen — aber er befand sich im Auslande!"

„Dieses Zustandes mußte ich gedenken, weil leider Wilhelms Leben damit in eine unselige Verbindung kam."

„Nicht gewohnt zu gehorchen, kam es bald vor, daß er sich gegen seine Vorgesetzten vergaß und verging. Es erfolgten schwere Strafen und immer schwerere, bis er sich eines Verbrechens Schuld aufgeladen, die das entsetzliche Spießruthenlaufen nach sich zog. Ehe jedoch das Kriegsgericht entschied, brach er aus dem Gefängnisse aus und entfloh."

„Lange trieb er sich auf der böhmisch-sächsischen Grenze umher, wo er mehrere Gleichgesinnte, gleichem Schicksale Entflohene, traf."

„Geld hatten sie nicht; arbeiten mochten sie nicht, aber des Stehlens schämten sie sich auch nicht, indem sie sich überredeten, es sei die Noth, die ihre schändlichen Handlungen entschuldigte."

„Wilhelm hatte das Verbrechen des Diebstahls und des Betrugs ja schon von der Universität mitgebracht. Es war ihm nun nichts Neues und die erste Scham, die erste Scheu war längst mit Erfolg überwunden."

„Sein Talent und seine Fähigkeiten ragten weit über die seiner Genossen hinaus und es fehlte ihm, wie schon bemerkt, die Gabe nicht, mit Ueberredungskunst sich ein Uebergewicht über andere zu erringen. So kam es denn, daß er bald als das Haupt einer ziemlich schnell anwachsenden Räuberbande in jenen Gegenden dastand, welche die Wege unsicher machte, aber dann auch durch Einbrüche und Ueberfälle Schrecken und Angst weithin verbreitete."

„Wilhelms List und Klugheit wählte die Schlupfwinkel so sicher, wechselte so oft mit ihnen, hatte überall so vertraute und ergebene Kundschafter, daß man ihm und seiner Bande nicht ankam. Selbst bis Dresden hin und in Böhmen bis in die Nähe Prags dehnten sich ihre Räubereien aus, und spurlos verschwanden sie, wie sie gekommen waren und ihr Raub wanderte in eine weite Ferne, wo sie seiner froh wurden, bis er auf die Neige ging und ein neues Unternehmen die Säckel wieder füllen mußte."

„So trieben sie's mehrere Jahre und stets mit wachsender Keckheit. Immer lauter wurde das Wehklagen des Landes über die frechen Räubereien, die niemandem mehr Ruhe und Sicherheit gönnten."

„Die kriegerischen Zeiten ließen die Regierungen nicht zur gemeinschaftlichen Handlungsweise gegen das wachsende Uebel des Landes kommen; aber Wilhelm war klug genug, einzusehen, daß es Zeit sei, jene Gegenden zu verlassen, um sich in anderer Richtung einen Spielraum des verworfenen Thuns zu suchen. Die Bande löste sich auf, um vereinzelt um so sicherer sich an dem verabredeten Punkte wieder zu vereinigen."

„Dieses Mal legten sie diesen Schauplatz in die Länder und Gebiete, welche dem Rheine näher waren und

dort begannen nun die Streiche, welche sie in ihrer alten Heimath nur unterbrochen hatten, mit neuer Kraft.“

„An seine Eltern dachte er höchst selten, fast nie. Wenn aber mit dem Gedanken an sie das Gewissen seine Stimme erhob, dann wurde sie niedergekämpft durch ein wildes Trinkgelage und für lange Zeit kam Aehnliches in seinem Innern nicht mehr zur vollen Herrschaft.“

„Wenn er auch immer tiefer in den Abgrund sittlicher Verworfenheit sank, Menschenblut klebte nicht an seiner Hand und selbst seine Bande, so wilde Gesellen sie auch in sich vereinigte, war so sehr von ihm beherrscht, daß das Verbot, ein Menschenleben anzutasten, bis jetzt streng gehalten worden war; allein auch diese Schranke brach zusammen, als bei dem Ueberfalle eines Bauerhofes ein Kampf mit der zahlreichen Bewohnerschaft sich entspann. Wilhelm selbst erschlug den Hofmann und von dieser Stunde an fiel das Verbot, und Raubmorde kamen jetzt immer häufiger vor.“

„Es ist eine entsetzliche Thatsache,“ sagte mein Begleiter, „daß, wenn die Scheu vor dem entsetzlichen Verbrechen des Mordes einmal verscheucht ist durch eine solche Freventhat, jeder Zügel gelöst ist, der noch den Verbrecher hemmte, und wie es dann reißend bergab geht, dem tiefsten Abgrunde schaudervoller Ruchlosigkeit zu.“

„Auch bis in die rauhen Berge meiner Heimath drang der Schreckensruf von der Verbrecherbande, die kein Hinderniß ihres Frevels mehr zu kennen schien, vor deren Schlauheit und List keine Vorsicht und nicht Riegel und Bande sicherten. Greuliche Geschichten liefen durch die Spinnstuben und winterlichen Abendgesellschaften. Das sich, wie eine Lawine, steigernde Gerüchte malte sie mit allen Farben des Schreckens aus. Besonders war es der Hauptmann und Anführer, den man als einen leibhaftigen Satanas darstellte, dem man fabelhafte Kräfte und Einsichten beimaß, und der so zu einem Schreckbilde wurde,

das im Wachen wie im Traume die Reichen und die einsam Wohnenden beängstigte."

„Wer es geahnt hätte, daß Pfarrers Wilhelm dieser Gefürchtete wäre? — Und doch — er hat es nachmals wohl noch gesagt, durchbebte es die Seele des alten ehrwürdigen Pfarrherrn, wenn des Räuberhauptmanns in seiner Gegenwart gedacht wurde und allemal habe er zu Gott gefleht, ihn doch so Schreckliches nicht von seinem Kinde erleben zu lassen."

„Lebten denn die unglücklichen Eltern noch?" fragte ich mit einem Schauder, der bis in die Tiefe meines Herzens drang.

„Die Mutter war dem Kummer erlegen," sagte mein Begleiter, „den ihr des Sohnes Entfliehen von der Universität und Eintreten in die Reihen der Soldaten bereitete. Der ehrwürdige Greis trug die Last seines Kummers allein noch mit seinem starken Herzen, trug das Leid um seine treue Lebensgefährtin stille und Gott ergeben und wirkte noch in seinem Berufe mit alter Treue und Freudigkeit. Erst in den letzten Jahren vor seinem Tode erhielt er einen Vikar, und jetzt wurde es ihm möglich, einen Wunsch zu befriedigen, der schon viele Jahre in seinem Herzen wohnte, ohne daß er sich hätte entschließen können, ihn zu befriedigen."

„Die Wahrheit des Sprüchwortes, daß alte Liebe nicht rostet, bewährte sich an ihm und an einem Freunde aus früher Jugendzeit. Er stammte aus Churhessen und zwar von des Landes nördlicher Grenze. Sein Vater war in einem Amtsstädtchen Geistlicher gewesen und hatte eine langjährige Freundschaft gepflegt mit dem Amtmanne und er war, wie seines Sohnes, so des Amtmannes Sohnes treuer Lehrer gewesen. Zwischen den beiden Knaben war kein Unterschied des Alters und nur ein geringer des Talentes und der Fähigkeiten. Gleiche Gesinnung verband sie in treuer Liebe."

„Mit einander bezogen sie das damals berühmte Gymnasium zu Idstein; hielten dort in unerschütterlicher Liebe und in gleichem Eifer des Erkennens und Strebens zusammen und hielten getreulich Schritt auf ihrer Bahn. Wie sie mit einander das Gymnasium bezogen, so verließen sie es mit einander und gingen zu einer und derselben Universität ab. Auch dort, obgleich des Pfarrers Sohn den geistlichen Beruf gewählt und der des Amtmanns den juristischen; obgleich des Pfarrers Sohn mit dürftigen Mitteln sich behalf und durch Unterricht sich durchhelfen mußte, und der des Amtmanns reich war — sie blieben einander, was sie sich als Knaben auf Einem Wege gewesen, jetzt auch auf den verschiedenen, nämlich treue, innige Freunde.“

„Das spätere Leben führte sie weit aus einander, aber es schied und trennte sie nicht. Ununterbrochen wechselten sie Briefe voll Liebe und alle athmeten die Sehnsucht, nur noch einmal sich wieder zu sehen, ehe der Tod den einen oder den andern abriefe; dennoch kamen sie nicht zu dieses heißen Wunsches Erfüllung. Der Amtmann war zwar sehr, sehr reich und seine Ehe war kinderlos, aber sein weiter Amtskreis und die unsäglich vielen Berufsarbeiten ließen es ihm nicht zu, an eine so weite Reise zu denken, und dem armen Pfarrer gestatteten seine dürftigen Umstände nicht, daß er daran hätte gehen können, seinem innigsten Wunsche zu entsprechen. Gern hätte ihm der Amtmann die Reise bezahlt, aber er wußte wohl, daß er dem Zartgefühle des Freundes nicht zu nahe treten dürfe.“

„Jetzt hatte die Landesregierung dem ehrwürdigen Greise seine ganze Besoldung gelassen und besoldete den Vikar, der nun im Pfarrhause wohnte. Des Pfarrers Bedürfnisse waren äußerst geringe und so war ihm die Möglichkeit dargeboten, den Freund zu besuchen, da er seine theure Gemeinde nicht hirtenlos ließ, was ihm früher ein ebenso großes Hinderniß gewesen war, als seine Dürftigkeit.“

„So trat er denn mit dem nahenden Mai, der Blüthen und Sonnenwärme brachte, seine Reise an.“

„Damals war das Reisen nicht, was es heute ist,“ fuhr mein Begleiter nach einer kleinen Unterbrechung fort. „Es ging langsam, beschwerlich und kostete fast drei Mal so viel, wenn man nicht stellenweise mit Schusters Rappen sie machte.“

„Auch der wackere Pfarrer erachtete es, bei seiner noch rüstigen Kraft, für ein Kleines, mehr als die Hälfte des Weges zu Fuße zurück zu legen. Er dachte freilich nicht daran, daß des Kummers Zahn des Menschen leibliche Kräfte verzehrt, und daß die letzten sechs, acht Jahre ihn zu einem völligen Greise, wenn auch nicht ganz nach den Jahren, gemacht hatten. Es wurde ihm recht schwer, und nur zu bald empfand er es, daß er nicht mehr könne, was er wolle. Er mußte ein Fuhrwerk miethen. Er wußte es wohl, daß sein Freund mit ihm hadern würde, weil er ihm nichts von seinem Kommen geschrieben, da er ihm in diesem Falle seinen Wagen würde entgegen gesendet haben; aber er wollte eben ganz unverhofft bei ihm eintreten.“

„Endlich erreichte er den Ort, wo der Freund wohnte und trat in das Haus.“

„Das Auge der Liebe sieht scharf. Augenblicklich erkannte ihn der Freund und, weinend vor Freude, lag er an seiner Brust.“

„Das war ein seliges Wiedersehen, das sich beiden im Herzen als das letzte diesseits der Schwelle des dunkeln Grabes ankündigte und darum eine tiefempfundene Wehmuth in den Kelch der Freude mischte.“

„Da saßen denn die alten Freunde und ließen die Erinnerungen ihres Lebens an sich vorüberziehen und der alte Pfarrherr vergaß ganz seine Ermüdung. Spät, sehr spät erst, als schon die Mitternachtsstunde vorüber war, sanken sie alle in die Arme des Schlafes und er legte sich

erquickend auf ihre Augen und Glieder, besonders auf die des Pfarrers, der in tiefer Ruhe des Gewissens den Schlaf des Gerechten schlief.“

Die Nacht ist die Zeit, wo das Laster und die Verworfenheit die Wege der Hölle geht.

Wilhelms Bande, die sich abwechselnd in Westphalen, im Thüringer Walde und daherum, wo die vielen kleinen Länderstreifen und Fetzen mit ihren Grenzen so recht ein Feld ungestörten Treibens darboten, herumgetummelt und getrieben und alle Welt in Schrecken gesetzt, viele beraubt und blutige Greuel verübt hatte, war nicht mehr sicher in diesem Lande, weil der Nothschrei des Volkes den Arm des Gesetzes, der zum Handhaben des Schutzes das Schwert von Gott, dem Herrn, empfangen hat, herausrief und dieses Schwert wiederum an einem Haare über ihren sündenbelasteten Häuptern hing. Sie zog sich daher in dem waldigen Theile jenes Gebirgskranzes, den ich Ihnen auf Falkenstein linkshin gezeigt habe, und in dem nördlichen und östlichen Theile der Hessischen Lande herum und ihre zahlreichen Helfershelfer bezeichneten ihnen die Leute, welchen man mit gutem Erfolge das Ihrige stehlen könne.“

„So war denn auch der reiche Amtmann ihnen als einer der ersten bezeichnet worden, wo ein Einbruch reiche Beute verspreche.“

„Zuerst mußten genaue Erkundigungen über das Haus und den Ort, wo des Amtmanns Kasse sei, eingezogen werden. Das war nicht schwer zu erlangen. Einem listigen Frager beichteten die Bauern unschuldig und arglos, und so erfuhren sie denn, die Kasse sei im zweiten Stocke des Amthauses, wo der Amtmann seine Schreibstube habe; sie sei in einer eisernen Kiste verwahrt, die am Boden festgeschraubt sei und dergleichen Dinge mehr, besonders aber, daß viel in derselben liege, da der Amtmann nur vier Mal im Jahre abliefere. Nun trat eine zweite Nothwendigkeit ein: die Lage des Hauses und etwa die Stelle, wo ein-

zusteigen sei, mußte erkundschaftet werden. Einer der Bande vollbrachte dies Geschäft in dem Anzuge eines Bettlers, ohne irgend Aufsehen zu erregen.“

„Er fand, daß das Amthaus auf einer kleinen Anhöhe über dem Städtchen liege; daß sich ein Kranz hoher Pappeln um dasselbe ziehe und ein großer Garten hinten daran grenze; er überzeugte sich, daß, obwohl das Haus fest und aus Steinen erbaut sei, dennoch die Fenster der Küche, welche nach dem Garten gingen, niedrig und nicht einmal mit Eisenstäben verwahrt seien. Er wußte sogar, daß der Amtmann nicht einmal einen Hund habe, und der Nachtwächter zu faul sei, am Amthause zu blasen, sondern unten am Hügel stehen bleibe und weit und breit kein Nachbar wohne, der etwa naseweiß wäre zu beobachten, was beim Amthause vorgehe.“

„Das alles war so erwünscht, wie's eben nur sein konnte. Nun kam noch das fürchterliche Wetter hinzu, das in dieser Nacht hereinbrach.“

„Die alten Freunde und des Amtmanns Frau, die sich an ihrer Freude erquickte, merkten nicht, daß sich der Himmel umzog mit dunkeln Wolken, daß die Nacht finster war und kein Sternlein leuchtete; daß der Sturm die hohen Wipfel der Pappeln gegen einander neigte und in ihren Aesten rauschte und endlich der Regen herabgoß mit einer Macht, die diejenigen, welche in den Betten lagen, mit dem angenehmen Gefühle behaglicher Ruhe und Sicherheit erfüllte und sie tiefer in den Schlaf wiegte. Die Strolche umschlichen das Haus, wie die Wölfe die ruhende Heerde, und als endlich das letzte Licht erloschen war, und sie noch eine Stunde geharrt, schlossen sie auf die bleierne Schwere des ersten Schlafes. Der Regen schoß stromweise herab. Der Wind warf ihn prasselnd wider die Fenster und in den Pappeln raste er, als wollte er ihre Gipfel zur Erde beugen oder sie an einander zerschmettern.“

„Das war eine Nacht, wo ein ehrlich Menschenherz

die beklagt, welche Beruf oder Noth draußen zu sein zwingt; aber wo auch ein unehrliches und verworfenes seine Plane recht sicher ausführen kann. Wenn die Balken und Sparren krachen und ächzen und die Fenster rasseln und der Wind den Regen mit schauerlicher Gewalt dagegen peitscht, dann achtet man ein Geräusch nicht und meinet, es sei des Windes wildes Spiel und nicht die Hand des Räubers, die einen Eingang sucht in die Wohnung des Friedens."

„Grade so war es in jener Nacht, als Wilhelm mit zweien seiner Gesellen, aber den Verwegensten der Bande, durch den Garten sich dem Amthause nahte. Es brauchten ihrer nicht mehr zu sein, denn in dem arglos daliegenden Amthause wohnte ja nur der Amtmann, ein schon betagter Mann, seine Frau, ein Diener, der hoch oben im Hause schlief, und eine alte, fast taube Magd. Der Kutscher schlief im Pferdestalle, der von außen zugeriegelt werden konnte. Dies war geschehen, und so war dieser unschädlich gemacht."

„Es war den drei Räubern ein Leichtes, die Küchenfenster zu öffnen und in das Haus einzusteigen. Einer harrte als Wache am offenen Küchenfenster, und Wilhelm mit dem andern stieg ein."

„Wilhelm und sein Gefährte zogen ihre Schuhe aus und schlichen ungehört, nur von einer Blendlaterne geleitet, die Wilhelm trug, in des Amtmanns Zimmer, der mit seiner Frau in einem Alkoven im tiefsten Schlafe lag. Sie nahmen das Geld, die Uhr und alles von Werth mit, was sie fanden, besonders aber die Schlüssel in des Amtmanns Taschen, und stiegen nun die Treppe hinauf, um in das wohlbekannte Kassenzimmer zu gelangen, fanden aber die Thür verschlossen. Von den Räumlichkeiten des Hauses hatten sie indessen so genaue Kenntniß, daß sie wußten, man könne durch das Fremdenzimmer auch in das Kassenzimmer gelangen."

„Bleib' hier stehen," flüsterte Wilhelm seinem Gefährten zu, „ich gehe durch das Fremdenzimmer, vielleicht ist die Seitenthür offen, oder einer der Schlüssel öffnet dort. Sobald ich darin bin, öffne ich Dir diese Thür."

„Das Fremdenzimmer war offen. Er trat ein. Daliegende Kleider zeigten, hier schlafe jemand."

Ohne Weiteres lehrte Wilhelm die Taschen, nahm eine daliegende silberne Uhr, meinte aber bei sich, der Schlafende müsse ein armer Mann sein, da nur eine kleine Summe Geldes in seinen Kleidern war."

„Muß doch einmal das Gesicht belauschen. Es ist ein gesunder Schläfer! sagte er zu sich."

„Das Licht der Blendlaterne fiel auf das Antlitz des Schlafenden —"

„Aber warum sinkt die Laterne herab? Warum bebt der furchtbare Räuber, wie das Laub der Pappeln draußen, in deren Aesten der Sturm wühlt? Warum stöhnt er, als ob eine Zentnerlast auf seiner Brust läge? Warum erbleicht er, wie eine Leiche? Warum stürzen plötzlich Thränenströme aus seinen Augen, Thränen, die er nicht mehr geweint, seit er ein schuldlos Kind war? Nein, so fragen Sie nicht;" sagte mein Begleiter, den die Erinnerung an diesen erschütternden Augenblick tief ergriffen hatte. „Sie erkennen darin den Finger Gottes und das: „Ich habe dich gewogen und zu leicht erfunden," las hier der Räuber auf dem tief vom Leide gefurchten Antlitz seines Vaters, auf dem zu Schnee erbleichten Haare des Greises. Ach, da lag er und schlief in Frieden. — Der Friede Gottes, die Ruhe des Gerechten lag auf diesen Zügen und vor ihm stand sein Kind, sein verlorener Sohn, sein mit Laster und Blutschuld bedeckter Sohn!"

„Er stand starr da, wie ein Steinbild. Seine Haare sträubten sich bei dem Gedanken an seine Ruchlosigkeit; den eigenen, frommen, treuen Vater hatte er bestohlen! — Das brannte wie ein Feuer in der Seele, das fraß wie

ein Geier an seinem Herzen. In der Brust hämmerte das Herz, als wollte es sie sprengen. Eine namenlose Angst kam über ihn, die Eiseskälte über seinen Leib verbreitete und die Haare sträuben machte; und doch wurde es ihm wieder so weich um die Seele, daß die Thränen strömten — wenn er seiner Kindheit gedachte und der Liebe dieses Vaters. Immer mußte er wieder in seine Züge blicken und auf das schneeweiße Haar, das der Kummer um ihn, den verlornen Sohn, gebleicht. Er war gebannt vor das Bette. Er konnte nicht von der Stelle. Die Hand des Herrn hatte ihn ergriffen, inwendig ergriffen!"

„Und was alles in ihm vorging, wer könnte es sagen?"

„Dem Räuber draußen, der nichts hörte von seinem Hauptmanne, wurde es zu lange, er schlich in die Thüre und sah ihn da vor dem Bette stehen."

„Schlag ihn todt! flüsterte er ihm zu."

„Das Wort brachte eine fürchterliche Wirkung hervor."

„Alles, was er im Hause geraubt, legte er nieder, und drückte den Räuber hinaus."

„Gieb her, was du hast, raunte er ihm in einem Tone zu, der den Räuber fast zittern machte. Er gehorchte, und Wilhelm legte es hin und die Schlüssel alle dazu."

„Fort, rief er dann, fort, fort aus diesem Hause! Und fort drängte er den erstaunten Räuber. Fort aus dem Hause eilten sie; fort aus dem Garten und sie verschwanden in der furchtbaren Sturmnacht im Dunkel."

„Wie erstaunten die Freunde, die Amtmännin, die Dienerschaft, als sie am Morgen die unverkennbaren Spuren fanden, daß Räuber im Hause gewesen! Noch mehr erstaunten sie, als sie alles wiederfanden, was geraubt worden war."

„Das waren Räthsel, die niemand lösen konnte. Nur in des Pfarrers Seele schlich sich eine dunkle Ahnung, denn es war ihm im Traume gewesen, als sähe er seinen ver-

lornen Wilhelm, aber es war ein Bild des Grauens, das vor ihm gestanden hatte."

„Acht Tage blieb er bei dem Freunde; dann fuhr er in dessen Wagen zurück ins stille Bergdorf. Die Freunde hatten ahnungsvoll Abschied genommen für diese Welt und sich gefreut des Wiedersehens in der höhern, bessern."

„Kaum war der Pfarrer weg, als eines Tages ein verwilderter Mensch in des Amtmanns Wohnung trat, und ihn allein zu sprechen verlangte. Er war entsetzlich anzusehen, denn sein Angesicht war von einer fahlen Todtenfarbe bedeckt; sein Haar war weiß, wie das eines Achtzigers und doch war er noch jung; das dunkle, trübe Auge lag tief in seiner Höhle und der ganze Zustand gab Zeugniß von einer fieberischen Aufregung."

„Dem Amtmanne grauete es fast bei dem Anblicke des Menschen, in dessen Gesichtszügen er dennoch so viel Bekanntes fand, daß er es sich gar nicht deuten konnte."

„Er führte ihn hinauf in sein Gemach. Die Seitenthüre stand offen, die in das Fremdenzimmer führte."

„Kaum erblickte dies der Unbekannte, als er hineineilte, und, sich vor dem Bette niederwerfend, laut zu weinen begann. Der Amtmann war sehr betroffen, aber er brachte kein Wort aus ihm, bis das Weinen aufhörte."

„Jetzt sprang er auf, und begann das Schuldbekenntniß seines Lebens abzulegen bis zu der Stunde, wo er hier seinen alten Vater erblickt. Von da an, sagte er, habe er keine Minute mehr gehabt, wo ihm nicht seine Sünden und Vergehungen vor der Seele gestanden, und immer habe er den lächelnden Gottesfrieden auf seines guten Vaters Angesicht gesehen, und die schneeweißen Haare, und seine Qual sei unerträglich gewesen; auch sein Haar sei in den wenigen Tagen zu Schnee gebleicht. Er könne nicht rasten und nicht ruhen, und komme, sich dem Gerichte zu stellen, auf daß er erdulde, was seine Thaten verdienten."

„Der Amtmann stand starr vor Erstaunen, dann vor

Entsetzen vor ihm, bis der Schmerz seiner Seele über den tiefen Fall des Kindes seines Freundes ihn so ergriff, daß er selber Thränen des Schmerzes vergoß."

„Er mußte den dringenden Bitten des Räubers und seiner eigenen, hier so schweren Pflicht genügen, und ihn in strenge Haft nehmen; auch seine Spießgesellen wurden alle durch den Amtmann auf Wilhelms Angabe verhaftet."

„Seinen Vater durfte der Amtmann nichts wissen lassen, wie denn sein eigentlicher Name gar nicht kund wurde, da ihn seine Raubgenossen gar nicht wußten; aber kurz vor seinem Tode schrieb er dem Greise einen Brief, aus dem seine von Reue zerrissene Seele sprach."

„Auf dem Richtblocke fiel sein und seiner Raubgenossen Haupt und als der Brief in des Greises Hände kam, erschütterte er ihn so sehr, daß ein Schlag seinem Leben ein Ende machte."

„Die Wege Gottes sind wunderbar," schloß mein Begleiter. „Möge der Richter unsrer Tage dem Verbrecher gnädig gewesen sein. Er starb voll tiefer Reue und sein Hoffen stand auf das Blut des Lammes Gottes, das am Kreuze für uns alle floß!"

„Ich habe den Brief selbst gelesen, den der heimgegangene Greis in seiner kalten Hand hielt, als ihn der Vikar als Leiche fand. Er ist sonst niemandem bekannt geworden, und man schonte den Namen der Familie."

Ich wills nicht leugnen, daß mich die Erzählung tief erschütterte. Stille schritten wir lange neben einander her den Abgang hinunter, der von Neuenhain nach Soden führt, das wir eben erreichten, als die Sonne hinter dem Staufen hinabsank.

VIII.

Ein Blatt aus der Geschichte der evangelischen Gemeinde von Daubhausen in dem Fürstenthum Solms-Braunfels.

Die Reformation war von der Schweiz aus mit einer siegenden Macht in Frankreich eingedrungen und hatte in den südlichen und mittleren Provinzen Frankreichs zahlreiche Anhänger gewonnen; aber zugleich auch die ganze Macht der katholischen Kirche zu ihrer Vertilgung aufgerufen. Blutige Kriege waren geführt worden; die entsetzliche Bartholomäusnacht hatte mehr denn vierzig Tausend Bekennern des Evangeliums das Leben gekostet und rastlos arbeiteten die Jesuiten an ihrer völligen Vertilgung. Unter der Regierung Ludwigs des Vierzehnten kam es endlich durch die Einwirkung einer verworfenen Frau, die des Königs Kebsweib war, der sogenannten Frau von Maintenon, des Jesuiten Le Tellier und des grausamen Ministers Louvois, nachdem das Edikt von Nantes, das den Protestanten die freie Religionsübung gestattet hatte, entfernt war, zu den empörendsten Maßregeln gegen die Armen, die um ihres Glaubens willen schon alle Schrecknisse der unbarmherzigsten Mißhandlungen erduldet hatten. Sie sollten mit Stumpf und Stiel ausgerottet, kein sogenannter Ketzer mehr auf französischem Boden geduldet werden.

In der Gegend der Stadt Nimes und in dem Cevennen-Gebirge lebten noch die meisten. So lange es ihnen gestattet war auszuwandern, flohen sie nach Preußen, wo ein frommer und erleuchteter Regent ihnen eine sichere Zuflucht gestattete und tüchtige, ihrem heiligen Bekenntniß treue Unterthanen in das Land zog; allein auch die Auswanderung wurde ihnen verboten und nur

die Wahl gelassen, auf die Galeeren geschmiedet, oder auf dem Scheiterhaufen verbrannt zu werden, wenn sie nicht ihren Glauben abschworen.

Treu dem Herrn, starben viele auf dem Scheiterhaufen; viele wurden auf die Galeeren geschleppt und das Maß ihrer Drangsale war noch nicht voll. Eine Schaar Jesuiten, angeführt von dem blutdürstigen Abbé de Chaila, kam in das Land mit den ausgedehntesten Befugnissen, namentlich mit der, die Kinder den Eltern zu entreißen und sie katholisch zu erziehen, die Widerspenstigen lebendig zu verbrennen, oder auf jede beliebige Art mit ihnen zu verfahren, und der Gouverneur der Provinz, Herzog von Noailles, nebst seinem ruchlosen Intendanten Baville und einer großen Schaar Dragoner leisteten jede Hülfe, welche die Jesuiten verlangten und gaben den Verfügungen des Abbé de Chaila einen Nachdruck, vor dem das Mitgefühl des Menschenherzens, zu geschweige des Glaubensgenossen, erbebt.

Mit Niederreißung der protestantischen Kirchen in Nimes und an andern Orten hatte man begonnen und mit Morden und Verbrennen auf Scheiterhaufen fuhr man unermüdet fort. Schonung und Mitleid war erstorben in den Herzen der Katholiken und lebensgefährlich war es für einen, wenn er irgend sich der Verfolgten annahm. Ein Jammergeschrei hallte wider in der ganzen Provinz Languedoc und in den Bergen der Cevennen.

Unweit Pont d'Esprit, wo die Ardèche in die Rhone fällt, liegt das Städtchen Ardèche im Gebirge. Hier bestand eine kleine protestantische Gemeinde von zehn bis eilf Familien, etwa siebzig Köpfe stark, mitgerechnet Frauen und Kinder. Jacques Ormond, ein ehrwürdiger Greis, war ihr verordneter Seelsorger und Geistlicher. Bis hierher waren bis jetzt die Verfolgungen noch nicht gedrungen, wenigstens die nicht, welche das Leben und Blut der Bekenner des Evangeliums forderten.

Jacques Ormond war ein treuer Jünger seines Herrn Jesu Christi, welcher dem apostolischen Worte huldigte: „Thut wohl allen Menschen, vorzüglich aber den Glaubensgenossen.“

Einst hatte ihn sein Weg durch einen wüsten, selten betretenen Theil des Gebirges geführt, als er des heiligen Mahles Segen und Trost zu einem armen Holzhauer seines Glaubens getragen, den ein umsinkender Baumstamm tödtlich getroffen hatte. Der Leidende war unter seinen Tröstungen selig verschieden und den heiligen Kelch in seinem Gewande tragend, ging er in stillen Gebetsbetrachtungen den einsamen Weg über beschneiete Gipfel und durch schauerliche Schluchten nach Ardèche zurück, als es ihm mit einem Male vorkam, als vernähme er ein dumpfes Aechzen. Er stand stille, horchte und betete: „Herr, der du dem sinkenden Petrus die rettende Hand botest, stärke die meine, einem verunglückten Bruder zu helfen!“

Er ging dem immer schwächer werdenden Tone nach und sah endlich einen blutenden Menschenkörper in einer Spalte der Felsen tief unten liegen.

Da war für das treue Gemüth Jacques Ormonds keine lange Wahl. Er untersuchte den Ort genau, ob er nicht ankommen könne, und fand zu seiner, Gottes Gnade preisenden Freude, daß er, wenn er, ob auch unter Schwierigkeiten, besonders für sein Alter, einen weiten Umweg mache, zu dem Verunglückten werde gelangen können. Ohne sich auch nur eine Minute zu besinnen, trat er seinen gefährlichen Weg an.

Er fühlte in seinem Herzen die stärkende Macht des Herrn und es gelang ihm, zu dem Verunglückten zu kommen, in dem er einen der reichsten und angesehensten Bewohner von Ardèche erkannte, aber auch zugleich einen der wildesten Feinde der Bekenner des heiligen Evangeliums Jesu Christi. Innig dem Herrn dankend, daß er ihm Gelegenheit gab, einen von denen wohl zu thun, die ihn

und die Seinen haßten und verfolgten, um feurige Kohlen auf sein Haupt zu sammeln, lud er den Verunglückten auf seine alten Schultern und trug ihn mit großen Mühen und Beschwerden, aber unter dem sichtbaren Beistande Gottes, an einen Ort, wo er ihn und seine Wunden untersuchen konnte.

Der Verunglückte hieß Mondrel. Er rief seinen Namen ihm ins Ohr, allein es schien, als habe er alles Bewußtsein verloren. Da griff Ormond nach dem Fläschlein, darinnen er noch einen Rest des heiligen Weines hatte und flößte ihn dem Unglücklichen ein, der, dadurch erquickt, die Augen aufschlug.

Ormond riß das Halstuch von seinem Halse und verband die tiefe Kopfwunde und fragte dann, ob er nicht sonst noch Schmerzen fühle?

Mondrel schüttelte leise den Kopf, flüsterte aber in Ormonds Ohr, daß ihm alle Glieder außerordentlich wehe thäten. „Er wäre," sagte er, „auf der Jagd gewesen und sei in der Verfolgung des Wildes blind vorangeeilt und in diese Schlucht gestürzt, wo er, ohne Ormonds Hülfe, rettungslos habe sterben müssen."

Er faßte des Greises Hand, sah ihn flehend an und flüsterte: „Ach, verlaßt mich nicht! Ich weiß wohl," fuhr er fort, „daß ich es weder an Euch, noch an Euren Glaubensgenossen verdient habe; aber die heilige Jungfrau soll Zeuge sein, daß ich solche Liebe nicht unvergolten lasse!"

Ormond versicherte ihm, daß er des Herrn Gebot erfüllen werde, und lud ihn wieder auf seine Schultern; doch konnte er ihn nur streckenweise tragen, weil seine Kräfte nicht ausreichten. Dennoch brachte er ihn bis in die Nähe von Ardèche, wo er, von einzelnen seiner Glaubensgenossen, die mit Bündeln Holz aus dem Walde kamen, unterstützt, leichter ihn konnte in sein Haus und in seine Familie bringen. Reichen Dank erntete der edle Men-

schenfreund von seiner Samariterthat; aber reicher in seinem Herzen kehrte er heim in sein stilles Kämmerlein, wo er dem Herrn dankte, der in ihm, dem Schwachen, mächtig war.

Nun waren Jahre seit dieser That helfender Liebe vergangen, aber der Mann hatte es nicht vergessen, und als er in den Rath der Stadt Ardéche kam, hielt er, wo und wie er konnte, den Protestanten die Stange; wandte oft großes Uebel von ihnen ab und milderte manche harte und drückende Verfügungen über sie.

So war das Jahr 1685 gekommen, und die fortschreitenden Glaubensverfolgungen nahten mehr und mehr auch diesen Gegenden.

Es war im Februar dieses Jahres, als an einem Abende Jacques Ormond und der Aelteste Brunet zusammen saßen und mit schwerem Herzen über die drohenden Gefahren redeten. Der alte Brunet war ein glaubenseifriger Mann, der gerne für seinen Glauben zu sterben bereit war.

Ormond rieth zur Flucht. „Man soll sich nicht zum Märtyrertode drängen," sagte er; „der Herr hat auch geboten, den Verfolgungen auszuweichen. Er lehrte es nicht nur, sondern er that es auch selbst. Die Märtyrerkrone kommt von dem Herrn für den, der ihrer gewürdigt wird, aber die Stunde des Empfangens liegt in seiner Gnadenhand. Der verleugnet darum seinen Herrn noch nicht, der treu im Glauben verharrend, sich und die Seinen zu erhalten sucht und die Mittel in festem Vertrauen und Gebet anwendet, die der Herr ihm darbeut in seiner Gnade. Und so ermahne ich Euch denn, Bruder Brunet," schloß er, „daß Ihr Euch sanftmüthig und demüthig in die Zeit schicket, die eine böse Zeit ist. Machet Euch bereit zur Flucht, die Stunde kann leicht heute noch kommen!"

Damit entließ er ihn. Wie er zu Brunet geredet, so war er bei den übrigen Familienhäuptern seiner kleinen

Gemeinde gewesen und so hatten sie sich denn, wie einst das Volk Israel in Egypten, bereit gemacht und sich gegürtet. Ihr Bestes und Nothwendigstes, namentlich ihr Geld und Lebensmittel hatten sie in Tragbündeln daliegen, wenn etwa die schwere Stunde nahte, zu verlassen die Heimath und das Vaterhaus, in dessen geheiligten Räumen sie so lange gelebt und Freude und Leid getragen hatten.

Es lag ein schwerer Schmerz auf allen Herzen, aber das Wort ihres Seelsorgers galt ihnen als ein Befehl Gottes, und ihm zu gehorchen, der es so treu mit ihnen meinte, war ihnen heilige Pflicht. Inniger wurde gebetet in allen Häusern; fester und treuer hingen sie an Gottes Wort in jenen Tagen banger Erwartung und schöpften Trost und Glaubensmuth aus seiner nie versiegenden, stets gottesklaren Quelle.

Es war ein stürmischer Abend, als Brunet den alten Ormond verließ. Kein Sternlein stand am Himmel und der Sturm heulte in den Rauchfängen und schüttelte gewaltig die Kronen der Bäume. Wer nicht mußte, blieb am lodernden Feuer des Kamins oder bei seiner Arbeit am Webstuhle; denn die meisten Bewohner des Städtchens Ardéche waren Wollweber.

Ormond war niedergekniet und betete in heißer Inbrunst um des Herrn gnädigen Beistand und Hülfe für seine Heerde, als es plötzlich an seiner Thüre pochte. Es war schon ziemlich tief in der Nacht.

Herberget gerne, sagt des Herrn Apostel, sprach Ormond zu sich. Vielleicht ist es ein verirrter Wanderer, der in dieser wilden Sturmnacht ein sicheres Obdach sucht?

Er eilte zu öffnen und es trat mit flüchtigem Gruße ein Mann herein, der in einen weiten Mantel gehüllt war.

„Schließet Eure Thür ab," sagte der Fremde, „und löschet Euer Licht aus; denn niemand darf mich bei Euch sehen; niemand ahnen, daß ich über Eure Schwelle trat!"

„Herr Mondrel," sagte erschreckend der alte Ormond,

der ihn jetzt an der Stimme erkannte, „Ihr bringt eine Hiobspost?“

Mondrel antwortete nicht, sondern zog den Greis in das warme Stübchen, wo er seine Verhüllung abwarf. Das Licht erlosch schnell und Mondrel setzte sich zu Ormond.

„Wohl bring' ich Euch eine Hiobspost,“ sagte betrübt der Mann, „und vielleicht verletze ich eine schwere Pflicht; aber mein Gewissen mahnt mich, daß ich Euch bei der heiligen Jungfrau geschworen habe, als Ihr mich vom Tode rettetet, Euch das zu vergelten, was Ihr an mir gethan, und so komme ich denn, um Euch zu sagen, daß gegen Abend heute die geheime Botschaft an den Rath der Stadt gelangt ist, daß morgen mit dem Frühesten der Intendant Baville und der Abbé de Chaila mit achtzig Dragonern hier einrücken, um alle Ketzer gefangen zu nehmen und die, welche sich nicht bekehren, auf den Scheiterhaufen zu führen.“

„Mit dem grauenden Tage,“ fuhr er fort, „gehen hundert Männer in den Wald, das Holz zu den Scheiterhaufen zu fällen. Der Prozeß wird kurz sein. Richtet Euch darnach, und so Ihr fliehet, nehmt dies Zehrgeld von mir an.“ Er legte eine Rolle Geld in seine Hand, schlug wieder den Mantel um sich, drückte des Greises Hand und sagte: „Gott geleite Euch!“ Mit diesen Worten verließ er eilig das Haus.

So war denn die schon so lang gefürchtete Stunde gekommen! Ormond stand mit gefalteten Händen da und sagte: „Herr, dein Wille geschehe!“ Aber dann sank er nieder und betete: „O Herr, nun bekenne dich zu deiner kleinen Heerde und errette sie. O Herr hilf, o Herr, laß wohlgelingen!“ — Darauf erhob er sich und eilte hinaus in die Häuser seiner Gemeindeglieder.

„Auf,“ sagte er, „die Stunde ist da! Nehmet, was Ihr tragen könnet, befehlt Euch Gott und sammelt Euch in dem Hause des Aeltesten Brunet!“

Und ehe noch die angegebene Zeit kam, nahten schon dunkele Gestalten dem Hause Brunet's. Geräuschlos wurde die Thüre geöffnet und geschlossen. In seinem Hause war der kleine Betsaal, dort versammelten sie sich; dort betete noch einmal der alte Ormond mit ihnen unter heißen Thränen und dann zogen sie leise durch den Garten auf die Heerstraße, welche an der wilden Ardèche hinführte, deren Wellen sich in die Rhone ergießen und dem Städtchen, ihrer theuern Heimath, den Namen gaben. Stille war der Zug, als wären es wandelnde Leichen. — Als sie indessen drei Wegstunden etwa zurückgelegt, bogen sie links ab in das Gebirge und wanderten nun, bis die Sonne hoch stand und die Ermüdung sie alle nöthigte, zu rasten.

Auf diesem ganzen Wege waren Ormond und Brunet ihre Führer. Man sah es deutlich, der alte Ormond hatte die Gegend erkundet und wußte genau, wohin er sie leite; denn in einer tiefen Schlucht befand sich, von Gestrippe verborgen, eine weite Höhle, wo die Unglücklichen ein Obdach fanden.

„Hier müssen wir rasten," sagte er, „bis die Verfolgung vorüber ist, aber kein Feuer darf angezündet werden und niemand darf ein Wort reden."

Gerne gehorchten sie dem Greise und bald lagen die Ermüdeten, so gut als möglich gegen die Kühle des Ortes geschützt, in den Armen des Schlafes, dessen sie nach der mühseligen Wanderung bedurften.

In Ardèche waren am Morgen die Verfolger eingerückt. Der Ortsvorsteher war krank und Mondrel vertrat seine Stelle. Durch allerlei Ausflüchte suchte er die Ausführung der Aufsuchung und Gefangennehmung der Protestanten so lange zu verzögern als möglich, um den unglücklichen Flüchtlingen den möglichst größten Vorsprung zu gewähren. Dies gelang ihm jedoch bei dem Drängen Baville's nur halb, und als man nun die Häuser um-

stellte und hineindrang, erfüllte Erstaunen und wilder Zorn die Verfolger, weil ihre Schlachtopfer ihnen entronnen waren.

Soviel stellte sich bald heraus, daß sie erst in dieser Nacht konnten entflohen sein, und die Hoffnung, sie einzuholen, lag nahe genug.

Mondrel stellte sich nun als den eifrigsten der Verfolger dar, wußte es aber so zu lenken, daß Baville mit seinen Dragonern in der Richtung entsendet wurde, welche die Flüchtlinge, wie Mondrel ahnete, nicht eingeschlagen hatten. Er selbst aber verfolgte sie mit einem Haufen Leuten aus Ardèche in dem Gebirge, wo er als leidenschaftlicher Jäger wohlbekannt war. Nur in der ihm bekannten Berghöhle konnten sie, wenn sie sie erreicht hatten, eine erste Zuflucht finden, und es war ein Glück, daß keiner von denen, welche ihn begleiteten, sie kannte.

Eine wahre Gnade von Gott war es, daß gegen neun Uhr morgens ein Schnee zu fallen begann, welcher die Spuren der Flüchtlinge völlig verbarg. Zwei Tage lang wurde die Gebirgsgegend durchstreift; da aber in der Richtung, welche die Fliehenden eingeschlagen und die Mondrel nun vollkommen wußte, kein Dorf lag, so blieb ihre Spur verborgen.

Man verfolgte auf Mondrels Rath die Rhone abwärts ihre Spur noch lange, aber eben so erfolglos und die Verfolger verließen endlich Ardèche wieder, um an andern Orten Schlachtopfer aufzusuchen, obwohl das räthselhafte Verschwinden von siebzig Menschen allen unbegreiflich blieb.

Das rauhe Wetter schlug schon am zweiten Tage um und es traten liebliche Frühlingstage ein.

Vier Tage hindurch blieben indessen die Flüchtlinge in der Höhle. Am Abend des vierten Tages verließen sie Ormond und Brunet, um auf Kundschaft auszugehen.

Fünf Stunden oberhalb der Mündung der Ardèche

in die Rhone lag ein einsames Gehöfte am Ufer des Flusses. Der Besitzer dieses Hauses war ein Protestant. Zu ihm eilten die treuen Führer der kleinen Flüchtlingsschaar. Beiden wohlbekannt, nahm sie der Mann mit Freuden auf, hörte aber mit Schrecken, was in Ardèche geschehen war, und was ihm drohe, so gut, wie den Entflohenen. Auch ihn bestimmten sie zur Flucht und er gelobte seinen Kahn und ein schnell zu zimmerndes Floß zur Ueberfahrt herzustellen. Jenseits der Rhone dehnte sich ein gewaltiger Hochwald über eine weite Strecke aus. Der Plan war bald gemacht. Zu zweien und dreien sollten die Flüchtlinge bei ihm eintreffen und übergesetzt werden. In dem Walde aber wurde eine lichte Stelle als Sammelplatz bezeichnet.

Unter dem Schleier und Schirme der Nacht wurde denn der Plan ausgeführt. Der Hofmann erwärmte und erquickte die Flüchtlinge in seinem Hause mit warmer Speise und setzte sie dann über. Drei volle Nächte dauerte dies Uebersetzen und endlich folgte auch er, nachdem das Floß zerstört und der Kahn in den Gebüschen des jenseitigen, linken Rhoneufers verborgen worden war.

Jetzt war ein Wesentliches gewonnen. Zwar hatte der Herzog von Noailles auf Baville's Meldung überall, diesseits und jenseits seine Befehle gegeben, die Fliehenden aufzusuchen, da man sich denken konnte, sie suchten die Schweiz zu erreichen, allein die Befehle kamen allermeist erst an, nachdem sie bereits die betreffende Gegend verlassen hatten. Sie wanderten nur des Nachts und am Tage suchten sie sich in den Wäldern, die damals noch groß und ausgedehnt waren, zu verbergen. Das Schlimmste war, daß sie des Feuers entbehren mußten in einer Jahreszeit, die es noch zum dringendsten Bedürfnisse machte, und daß ihre mitgenommenen Lebensmittel nur zu bald auf die Neige gingen, auch bei der größten, von Ormond und Brunet empfohlenen Sparsamkeit, deren unerläßliche

Nothwendigkeit sich ohnehin jedem Einzelnen aufdrängte. Am schlimmsten war es für die Greise und Kinder. Dennoch erduldeten sie muthig jede Entbehrung und die Wurzeln der Pflanzen, die sie ausgruben, mußten ausreichen, das Leben zu fristen.

Dann und wann ging einer oder der andere in ein Dorf und kaufte Lebensmittel auf; doch war dies immer nur sehr wenig und nur für die, welche am meisten litten. Die andern litten willig Hunger und Entbehrung.

Wunderbar offenbarte sich der Schutz des Herrn an ihnen. Auf dem weiten Wege, welchen sie die Rhone herauf bereits zurückgelegt, war kein Glied erkrankt, keins unfähig zum Wandern geworden; keins hatte sich zurückgesehnt nach den Fleischtöpfen Egyptens; alle waren freudig und warfen Panier auf in dem Namen des Herrn, des großen Gottes, der sie bewahrt und geschützt hatte bis zur Stunde.

Viele Wochen waren sie nun schon gewandert und noch war keine Verfolgung über sie hereingebrochen. Das Volk hielt sie für wandernde Zigeuner, die damals Frankreich in großen Horden durchzogen und von dem Volke mit abergläubischer Scheu betrachtet wurden.

Als sie diese Meinung kennen lernten, erkannten sie darin einen großen Gewinn; denn nun ließen sie das Volk auf dieser Meinung und es war ihnen gestattet, in den Wäldern, wo sie ihr Lager aufschlugen, Feuer anzumachen; es wurde ihnen möglich, Lebensmittel zu kaufen und ihre große Noth und Drangsal erhielt eine außerordentliche Erleichterung.

Sie hielten ihre Gottesdienste an den heiligen Tagen des Herrn; sie begannen und endeten die Tagfahrten mit gemeinsamen Gebeten und so war der Herr sichtbarlich mit ihnen. Je weiter sie sich von dem Herzen Frankreichs entfernten, je freudiger die Hoffnung der glücklichen Erreichung ihres Zieles in ihrem Herzen sich erhob.

Zu Strapatzen gestählt, durch das Wandern gegen Wind und Wetter abgehärtet, wurden sie täglich fähiger zum Weiterziehen und zum Ertragen von Mühseligkeiten aller Art.

Endlich erreichten sie den Elsaß und bald den Rhein und das jenseitige Ufer und zum ersten Male konnten sie jetzt frei aufathmen. Die Gefahr war vorüber, aber nicht die Noth, nicht die Beschwerden. Ihre Geldmittel reichten noch aus; aber eine neue Schwierigkeit trat an sie heran. Keiner von ihnen verstand eine Sylbe Deutsch und die Kenntniß der französischen Sprache war in jenen Tagen bei weitem in dem Grade in Deutschland nicht verbreitet, wie dies heutzutage ist.

Sich mit den Bewohnern des Landes zu verständigen, kostete viele Mühe; allein sie hatten es mit treuen, gutmüthigen Deutschen zu thun, die gerne ihre milde Hand aufthaten, um ihnen zu helfen. Die Scheu aber, die sie erfüllte, und auf dem ganzen Wege sie begleitet hatte, verließ sie auch jetzt nicht. Sie vermieden die Städte und Orte; sie wanderten größtentheils nur Nachts; sie suchten, da sie die Gesinnung der Landesbewohner ja doch so genau nicht kannten, den Verkehr mit ihnen zu vermeiden und zogen es immer vor, ihre Rast- und Ruhepunkte in Wäldern zu nehmen, zumal der Frühling früh und äußerst mild und lieblich eintrat und sie begünstigte.

Eine andere und nicht geringere Schwierigkeit lag für sie darin, daß sie eines Theils nicht wußten, ob sie unter Protestanten oder Katholiken sich befänden, andern Theils aber gar nicht wußten, wo sie sich eigentlich befänden, da ihnen alle geographischen Kenntnisse von Deutschland abgingen.

Fragte man sie, wohin sie zögen, so sagten sie wohl, nach Preußen und den Namen Berlin kannten sie auch; aber sie wußten nicht im mindesten, wo es lag und welchen Weg sie dahin einschlagen müßten. Auch hier zu

Lande begegnete es ihnen, daß man sie für wandernde Zigeuner hielt, wozu die fremdartige Kleidung, die bräunliche Gesichtsfarbe und die wildfremde Sprache das Ihrige beitrugen.

Weit vom Rheine sich zu entfernen, wagten sie für's erste nicht.

Es war in der heiligen Charwoche, als sie endlich den Main oberhalb Mainz überschifften und nun in die Gebirge und Wälder des Taunus hineintraten, welche damals ebenwohl ausgedehnter waren, als heutzutage.

Im Allgemeinen hatte sich indessen ihre Lage unendlich gebessert. Immer mehr gewannen sie die Ueberzeugung, daß sie keine Verfolgungen zu fürchten hätten. Freilich zogen sich die Bewohner des Landes scheu von ihnen zurück, weil sie sie für heidnische Zigeuner hielten; wollten sie auch in den Orten nicht übernachten lassen, aber Lebensmittel schenkten sie ihnen gerne und reichlich.

Das kam ihnen um so mehr zu gute, als nachgerade ihre Hülfsmittel alle erschöpft waren. Sie sahen sich schon genöthigt, einzelnes ihrer Habe zu verkaufen, um, wenn sie nichts geschenkt bekamen, durch Ankauf von Lebensmitteln das nackte Leben zu fristen, und als sie den Main erreichten, waren sie nur eben noch im Stande, die Kosten der Ueberfahrt zu bestreiten. Da war das Letzte erschöpft und die bange Sorge begann an den Herzen der armen Flüchtlinge zu nagen. Betteln, das war der letzte Anker, den sie erblickten und das machte sie traurig.

Ormond und Brunet verzagten alleine nicht. „Der," sagten sie, „der uns bis hierher in wunderbarer Gnade geholfen, aus unserer Feinde Hand uns wunderbar gerettet, behütet und bewahrt hat, wie Israel auf seinem Zuge aus Egypten, wird uns auch jetzt nicht verlassen und versäumen, wo wir unserm Ziele um so viel näher gekommen sind." Ihr Zureden erfrischte die müden Seelen; ihr Trost war Manna für sie in der Wüste ihrer Flucht.

„Und wenn wir auch betteln und darben müssen," sagten sie, „des Herrn Gnade wird uns milde Herzen erwecken, die uns Brot geben, wenn wir hungern. Haltet nur an am Gebete! Haben wir nicht Wurzeln gegessen? Warum sollten wir es jetzt mit leichteren Herzen nicht können?"

Solche Ansprachen wirkten Wunder. Rüstig zogen sie vorwärts durch die Wälder und wetteiferten unter einander im Dulden und Entbehren. Langsamer war zwar der Zug, da die kümmerlichen Nahrungsmittel die Kräfte nicht hoben, sondern vielmehr schneller erschöpft werden ließen, aber sie kamen doch vorwärts.

Es war in der Nacht vor dem ersten heiligen Ostertage, als sie in einem ziemlich gebirgigen Landstriche in einen Wald gerathen waren, aus dem sie schier kein Ende zu finden wußten.

In einem Dickicht hatten sie ihr Nachtlager aufgeschlagen und mehr als je bisher drückte sie ihre Lage. Der Hunger stellte sich mit Macht ein. Kaum hatten sie noch etwas harte Brotrinden, welche sie für den herbsten Nothfall zur Stillung des Hungers der Kinder aufgespart hatten. Kummervoll sahen sie dem herrlichen Festtage entgegen, der in Millionen Christenherzen seinen Frieden und seine selige Hoffnung hineinträgt; denn er brachte ihnen nur Leid, nur Hunger, und sie wußten nicht, wo sie waren; nicht, ob menschliche Wohnstätten in ihrer Nähe wären.

Früh, als der Tag kaum herangezogen war, begaben sie sich auf einen freien Platz im Walde, der nicht weit von ihrem Lagerplatze sich befand, und knieten nieder im Kreise und in ihre Mitte trat der vielgeprüfte Ormond und hob an zu beten mit einer Inbrunst und einem Feuer der Andacht, wie er nie gebetet hatte.

Aller Augen hingen an seinem Munde; aller Herzen flossen über bei dem Gebete; aller Augen füllten Thränen. Er klagte vor dem Herrn ihre Noth; aber höher schlugen die Herzen; heller strahlten die Blicke, freudigere Hoffnung

malte sich in ihren Zügen; er sprach die feste Glaubenshoffnung aus, es würde der Herr sie retten und nicht verziehen mit seiner Hülfe zur Stunde der schwersten Prüfung. Und als er freudig das Amen gesprochen, da stimmte er den Festpsalm an und hell hinauf zum sonnenhellen Himmel, und hell hinaus in die Hallen des Waldes, den noch kein Laub schmückte, klangen die Stimmen, die frohlockend den Auferstandenen priesen.

Als der Psalm geendet war, hob Ormond an zu zeugen von Christo, der da gekreuziget worden und auferstanden sei und gab seiner Rede zum Schlusse die Wendung, daß, wie sich des Herrn Kreuz gewendet habe zur Verherrlichung, also werde auch das ihrige sich wenden zu ihrem Heile und sie würden auferstehen von schwerem Leide zu hoher Freude und ihr Halleluja werde erschallen zum Preise dessen, der der alleinige Helfer sei und gesagt habe: „Siehe, ich bin bei Euch bis an der Welt Ende.“ Und als er eben die Worte des Evangeliums aussprach: — „Und ich will Euch das Reich bescheiden, wie mir's mein Vater beschieden hat!“ da erhob sich ein wildes Hundegebelle in der Nähe und ein Reiter, begleitet von zwei andern, sprengte mit prächtigem Rosse in die Lichtung.

Schrecken und Entsetzen malte sich in allen Gesichtern derer, die eben erst in seliger Glaubenshoffnung dagesessen hatten auf dem trockenen Moosboden des Waldes.

Der erste der Reiter, ein Mann, dessen edle Gestalt und vornehme Kleidung ihn als den Angesehensten und Gebieter der beiden anderen erkennen ließ, hielt erstaunt sein Roß an und fragte laut, doch nicht zürnend: „Was giebts hier?“

Da trat, seine Silberhaare entblößend, der alte Ormond vor, und redete ihn an; erzählte ihm, wer sie wären, woher sie kämen und wohin sie wollten. Dann flehte er, er möge sie in Frieden ziehen lassen — aber — wenn

er es vermöge, die Hungernden erquicken, die seit dreien Tagen keine menschliche Speise mehr genossen hätten.

Beweglich und ergreifend waren des edlen Greises Worte, und an dem hohen Herrn blieben sie nicht ohne Wirkung, denn seine tiefe Bewegung spiegelte sich in seinen Zügen und glänzte in den Thränen, die in seinen Augen schwammen.

Gerührt antwortete er in französischer Sprache dem Greise: „Danket dem Herrn, der es wunderbar gefügt hat! Ich bin dieses Landes Fürst und Herr, der Graf Wilhelm Moritz von Solms-Braunfels! Kundschafter haben mir berichtet, es seien Zigeuner im Walde, die die nahen Orte bedrohten. Darum komme ich selbst, mich zu überzeugen, und finde Christen, verfolgte Glaubensbrüder! Selig seid Ihr, so Euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen, spricht unser Herr! Seid gutes Muthes, Ihr Verfolgten, Eure Trübsal soll ein Ende haben! Die Häuser und Güter, die Ihr um des Glaubens willen verlassen habet, will ich Euch wieder geben! Weilet hier noch eine kurze Frist, und Euere Leiber sollen erquickt und Eure Seelen getröstet werden!"

So sprach der fromme, edle Graf, wandte sein Roß und jagte von dannen.

Der Eindruck, den diese erhebenden Trostes- und Hoffnungsworte auf die Armen machten, geredet in ihrer Muttersprache, war unbeschreiblich. Thränen stürzten aus ihren Augen. Sie fielen einander um den Hals und weinten laut vor seliger Freude; aber Ormond stand da, anzusehen wie ein Verklärter. Seine Hände waren gefaltet, sein Auge war gen Himmel gerichtet und die Lippen bewegten sich leise. Er redete stille mit dem Herrn.

Der Aelteste Brunet aber stimmte begeistert einen Lob- und Dankpsalm an und alle stimmten aus freudiger Brust mit ein, und als sie geendet, da erhob Ormond seine

Stimme zum Preise des Herrn und zum Lobe dessen, der die Seinen nicht verläßt.

Es war so, wie Graf Wilhelm Moritz von Solms-Braunfels gesagt. Holzhauer hatten den Zug gesehen, als er in den Hochwald eintrat, welcher die Mark heißt und zwischen der Residenz Braunfels und dem Orte Greifenstein liegt. Sie kündigten eilend in Braunfels an, es drohe Gefahr von einer großen Zigeunerhorde, die sie in der Mark gesehen. Der Graf bestieg mit zweien Herren vom Hofe die Rosse, um sich selbst zu überzeugen, ob etwas Wahres an der Sache sei. So fand er die Unglücklichen.

In sausendem Galoppe wandte er sich nun gegen das Dorf Daubhausen, während einer der Begleiter im Fluge nach Braunfels eilte, um Lebensmittel und Erquickungen für die Darbenden in die Mark zu schaffen.

Der Hof, wie die Bewohner der Stadt, gaben alles, was sie zum Festtage im Topfe hatten, williglich her und bald zog eine lange Prozession hinaus nach der „Mark," um die Unglücklichen zu erquicken, die nicht wenig erstaunten, als so freundlich die vielen Menschen naheten und ihnen die kräftigen Speisen und den erquickenden Wein brachten.

Der Graf Wilhelm Moritz langte derweile in dem Dörflein Daubhausen an. Er ließ alsbald die Gemeinde versammeln, theilte ihr mit, was er erlebt, und fragte dann, ob sie ihm ihre Häuser und Güter verkaufen wollten unter der Bedingung, daß er ihnen anderes Land billiger überlassen wollte, das sie anbauen könnten, und ihnen aus seinen Wäldern neue Häuser und ein neues Dorf mit Kirche und Schule erbauen wolle?

Die ehrlichen Bauersleute sahen, wie sehr ihrem geliebten Landesherrn die Sache am Herzen lag. Sie willigten ein. Der Preis wurde festgestellt und von dem edlen Grafen höchst freigebig bewilligt, aber die Bedingung gestellt, daß sie morgen, am zweiten Festtage, was ja Gott

um der Hülfe der Verfolgten willen vergeben werde, auszögen und sich in die Nachbarorte vertheilen sollten, bis ihr neues Dorf erbaut sein würde.

Auch darein willigten sie.

Nun ritt der Graf fröhlichen Herzens in die Mark zurück, wo die seitdem gespeisten und erquickten Glaubensgenossen weilten. Neue Freude brachte diese Nachricht in die gebeugten Herzen.

Und am andern Tage schon konnte sich der edle Graf die Wonne bereiten, unter Lob- und Dankgesängen die Verfolgten nach Daubhausen in ihre neuen Wohnstätten einzuführen. Da aber das damals so kleine Daubhausen nicht Raum genug bot, so gab ihnen der Graf seinen etwa eine halbe Stunde entfernten Meierhof ein, aus welchem später das Filialdörfchen Greifenthal entstand.

Wunderbar hatte der Herr gerade zur Stunde der höchsten Noth und gerade da, als ihre Seelen im Gebete rangen, geholfen. Wie selig war die erste Gottesfeier in der ihnen ebenfalls überlassenen Kirche, welche sie durch den so lang entbehrten Genuß des heiligen Abendmahles erhöheten! Wie dankten sie dem Herrn, Herrn, der vom Tode errettet! Wie flehten ihre Herzen Gottes reichsten Segen über den edlen Grafen herab!

Durch Fleiß und Betriebsamkeit blühte die Gemeinde Daubhausen und Greifenthal auf und wuchs an Ausdehnung, wie an Wohlstand. Noch in der jüngeren Zeit wurde in ihr Französisch gepredigt. Die Namen Ormond und Brunet blieben im Segen, und Glieder der Familien, besonders der Brunet, leben heute noch in Daubhausen, wie denn die erzählte Begebenheit noch in aller Bewohner Andenken sich frisch und lebendig erhalten hat. Der Quell, aus dem sie in der „Mark“ Wasser schöpften, heißt heute noch der Franzosenbrunnen, und jedes Kind kann die Stelle zeigen, wo der edle Graf Wilhelm Moritz sie fand.

Reiche Segnungen aber knüpfen sich heute noch an den Namen des edlen Fürsten, der seinem frommen Herzen ein so schönes Denkmal setzte. Blind müßte das Auge des Geistes sein, das hier nicht den Finger Gottes sähe, und gefühllos das Herz, das nicht hier ausriefe: „Gelobet sei der Name des Herrn jetzt und in Ewigkeit! Amen."

Gesammtauflage des Buchs: **26,000 Exempl.**

Druck von Fr. Klöppel in Eisleben.

Inhalt.

Der christliche Verein im nördlichen Deutschland.

Der Zweck dieses Vereins ist, durch Verbreitung größerer Erbauungsschriften christliches Leben im Volke zu erwecken und zu unterhalten. In jedem Jahre giebt er deren zwei heraus, welche den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt werden. Mitglied des Vereins ist jeder, der einen bestimmten Beitrag von Einem Thaler jährlich entrichtet. Anmeldungen zum Beitritt und Anfragen in Betreff des Vereins sind unter der Aufschrift: „Angelegenheiten des christlichen Vereins im nördlichen Deutschland" zu richten an den Geschäftsführer desselben, Superint. Westermeier in Elbeu bei Magdeburg, bei dem auch nachfolgende Schriften bestellt werden können, welche in der Niederlage der Schriften des Vereins zu Eisleben, in Pappe gebunden, unter beistehenden Preisen vorräthig sind:

*Hauspostille. 5 Bde. 1 Thlr. — *Epistelpredigten. 3 Bde. 20 sgr. — *Kirchengeschichte. 7 Bde. 2 Thlr. — Offenbarungen Gottes in Gesch. d. a. T. 12 sgr. — *Leben Jesu. 12 sgr. — Apostelgeschichte. 4 sgr. — *Die heilige Passion. 6 sgr. — *Weckstimmen in bibl. Betrachtungen auf alle Tage. 3 Bde. 12 sgr. 6 pf. — Andenken an den h. T. der Confirmation. 1 sgr. — Lehrkatechismus. 3 sgr. — Lernkatechismus. 2 sgr — Evangelisches Kirchengesangbuch. 10 sgr. — *Krankenbuch. 3 sgr — *Die Pforte. 2 Bde. 10 sgr. — *Vesperglocke. 5 sgr. — *Gebetbuch. 6 sgr. — Beicht- und Communionbüchlein. 2 sgr. 6 pf. — *Biblische Andachten. 2 Bde. 6 sgr. — *Die Frage: Was fehlt mir noch? 3 sgr — *Christliche Unterhaltungen. 5 sgr. — Bethanien. 1 sgr. 6 pf. — Der Prophet Jeremia. 7 sgr. 6 pf. — *Geschichte der franz. Revolution. 5 sgr. — *Des Glaubens Trost. 5 sgr. — Neuer christlicher Kinderfreund. 7 sgr. 6 pf. — *Christlicher Unterricht vom l. Kreuz. 5 sgr. — *Trostbüchlein. 3 sgr. — *Geschichte der deutschen Freiheitskriege. 8 sgr. — Weisungen zur Wahrheit in Gedichten. 2 sgr. 6 pf. — *Missionsbüchlein. 2 Bde. 3 sgr. 6 pf. — Geistlicher Rathgeber für Kranke und Sterbende. 3 sgr. — *Deutscher Volksspiegel. 2 Bde. 10 sgr. — *Der evang. Glaube, dargestellt und vertheidigt in Briefen. 5 sgr. — *Auslegung der Epistel Pauli an die Colosser. 6 sgr — *Kamerad Hechel. 4 sgr. — *Beata Sturm 4 sgr. — *Das Leiden und Sterben unsers Herrn Jesu Christi 6 sgr. — Kleiner Liederschatz. 1 sgr. — *Das himmlische Jerusalem. 5 sgr — *Der Finger Gottes. 4 sgr. — *Die Urgeschichte des Menschengeschlechts. 4 sgr. 6 pf. — *Ein Wildling. 3 sgr 6 pf. — *Molleri Praxis evangelica. 3 Bde. (Predigten über die Sonn- und Festtagsevangelien). 1 Thlr. — *Molleri Praxis evangelica. 4r Bd. (Predigten über die Evangelien der Aposteltage). 10 sgr. — *Fluch und Segen 3 sgr 6 pf. — *Der heilige Advent. 5 sgr. — *Das menschliche Leben. 2 Bde. 12 sgr. — *Ehestandsbuch. 7 sgr. 6 pf. — *Nicolaus Lange und Matthias Bahil. 4 sgr. — *Das Volk und seine Treiber. 5 sgr. 6 pf. — *Unterricht über die Beichte u. das heilige Abendmahl. 4 sgr. 6 pf. — *Hirt und Heerde. 6 sgr. — *Blüthen aus dem Garten Gottes. 6 sgr. — *Elim. Andachtsbuch für Reisende. 4 sgr. — *Tägliches Kniebeugen. (Gebete für alle Tage) 12 sgr. 6 pf. — *Christliche Weinlese. (Erzählungen.) 5 sgr 6 pf. — *Die Gemeinde ein Senfkorn. (Eine christl. Dorfgeschichte.) 5 sgr. 6 pf. — *Bibelbetbuch (Gebete auf alle Kapitel der h. Schrift). 2 Bde. 18 sgr — *Der heilige Krieg. 12 sgr. — Christliche Haustafel. 6 pf. — *Altchristliche Geschichten und Sagen. 10 sgr. — Tod der Frommen und Gottlosen. 6 sgr — *Der siebenjährige Krieg. 7 sgr. — *Altes und Neues. 7 sgr. 6 pf. — Confirmationsscheine, diverse, 100 Stück 15 sgr.

Die mit einem * bezeichneten Bücher sind auch in elegantem Einbande zu mäßig erhöhten Preisen in unserer Niederlage zu Eisleben zu haben.

Bemerkung. Werden oben genannte Bücher durch die Buchhandlung bezogen, so tritt ein um 33⅓ % erhöheter Ladenpreis ein. Ebenso erhöhen Portoauslagen, wo sie nöthig werden, in unbestimmer Weise den Preis.
